

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-338667](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338667)

Württemberg. König: Wilhelm I., geb. 27. Sept. 1781, regiert seit 30. Okt. 1816, vermählt den 15. April 1820 mit Pauline, Prinzessin von Württemberg. (Dritte Gemahlin.) — Kronprinz: Karl, geb. den 6. März 1823.

II. Regierende Häupter außer Deutschland.

Belgien. König: Leopold I. Georg Christian Friedr., geb. 16. Dezbr. 1790, regiert seit 21. Juli 1831.

Dänemark. König: Friedrich VII., geb. den 6. Octbr. 1808, regiert seit 19. Januar 1848.

Frankreich. Republik seit dem 24. Febr. 1848. Präsident: Louis Napoleon Buonaparte.

Griechenland. König: Otto I., geb. den 1. Juni 1815, den 3. Oktbr. 1832 zum König erklärt, regiert nach erlangter Volljährigkeit seit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland. Königin: Victoria I., geb. den 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, verm. den 10. Februar 1840 mit Albert, Bruder des reg. Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Kirchenstaat. Papst Pius IX. (Mastai Ferretti) geb. den 13. Mai 1792, reg. seit 28. Juni 1846.

Modena. Herzog: Franz V., geb. den 1. Juni 1819, regiert seit 20. Januar 1846.

Neapel und Sicilien. König: Ferdinand II. geb. 12. Januar 1810, reg. seit 8. Nov. 1830.

Niederlande. König, auch Großherzog v. Luxemburg: Wilhelm III., geb. den 19. Febr. 1817, regiert seit März 1849.

Parma. Herzog: Karl, geb. 22. Decbr. 1792, regiert seit 1848.

Portugal. Königin: Donna Maria II. da Gloria, geb. d. 4. April 1819, verm. 9. April 1836 mit Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha (Kohary), jetzt König von Portugal.

Rußland. Kaiser, auch König von Polen: Nikolaus I., geb. 25. Juni a. St. 1796, regiert seit 1. Dez. 1825, vermählt den 13. Juli 1817 mit Alexandra (vorher Charlotte), Prinzessin von Preußen.

Sardinien. König: Victor Emanuel, geb. den 14. März 1820, regiert seit 1849.

Schweden und Norwegen. König: Oskar I., geb. den 4. Juli 1799, regiert seit 8. März 1844.

Spanien. Königin: Isabella II., geb. 10. Okt. 1830, als Königin proclamiert den 2. Okt. 1833; vermählt den 10. Octbr. 1846 mit dem Infanten Franzisco de Ass.

Toskana. Großherzog: Leopold II., geb. den 3. Octbr. 1797, regiert seit 18. Juni 1824.

Türkei. Großsultan: Abdul-Medschid-Khan, geb. 6. Mai 1822, regiert seit 1. Juli 1839.

Von dem Jahresregenten und der vermuthlichen Witterung.

Im Jahr 1852 ist, nach der Ansicht der älteren Astrologen, daß jedes Jahr von einem der sogenannten sieben Planeten, nämlich dem Saturn, dem Jupiter, dem Mars, der Sonne, der Venus, dem Merkur und dem Mond regiert werde, der Mond der Jahresregent. Hiernach wäre zu erwarten, daß das Jahr 1852 im Allgemeinen mehr feucht und kalt, als trocken und warm werden würde; namentlich soll in den Mondjahren der Frühling kalt und naß sein, der Juni zwar bessere Witterung bringen, aber der Sommer im Ganzen mehr kühl als warm werden; worauf ein kalter regnerischer Herbst und ein nasser gelinder Winter folgen werde. In den vergangenen Jahren 1803, 1810, 1817, 1824, 1831, 1838 und 1845 war der Mond ebenfalls der Jahresregent, und es ist nicht zu leugnen, daß in den meisten dieser Jahre der Frühling kalt und naß, der Sommer eher kühl als warm war, und immer ein gelinder Winter darauf folgte. Daraus könnte man schließen, daß in der That die Witterung von dem Jahresregenten abhängig wäre; aber das obige Zutreffen ist nur scheinbar, denn alsdann müßte alle sieben Jahre eine ähnliche Witterung wiederkehren, was keineswegs durch die Erfahrung bestätigt wird. Aus diesem Grunde haben die neuern Astronomen und Wetterkundigen die Herrschaft der Planeten für einen alten Kalender-Aberglauben erklärt, und auch der Astronom des rheinländischen Hausfreundes hat die Witterung für das Jahr 1852 unabhängig vom Einfluß des Mondes mitgetheilt, zweifelt aber daran, daß es eintritt, indem es ihm nicht möglich

ist, schon im Frühling des Jahres 1851 mit einiger Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, wie das Wetter im Jahr 1852 werden wird.

Damit aber der geneigte Leser auch über das Wetter etwas Nützliches im Hausfreund findet, sind die alten Wetter- und Bauern-Regeln mit Bemerkungen versehen, welche angeben, ob sie der Erfahrung nach eintreffen oder nicht. Viele dieser Regeln, namentlich die sogenannten Loostage, beruhen ebenfalls auf Aberglauben; andere aber sind ziemlich zuverlässig, besonders wenn sie nicht wörtlich genommen werden; der einsichtsvolle Bürger und Landwirth sollte auf die erstern kein Gewicht mehr legen, und auch die zuverlässigern nur mit Vorsicht annehmen; indem auch diese oft fehlschlagen. Dagegen sind die Regeln, wornach aus dem Stand des Wetterglases die zukünftige Witterung in jeder Jahreszeit vorher bestimmt werden kann, auf Erfahrung gegründet, und werden gewiß dem geneigten Leser zur Belehrung dienen, wenn er ein gutes Wetterglas besitzt, und dasselbe täglich beobachtet, dabei aber ebenfalls berücksichtigt, daß es keine Regel ohne Ausnahme giebt. Diese Wetterglas-Regeln gelten aber nicht für die einzelnen Monate, welchen sie beigefügt sind, sondern sie bilden immer von drei Monaten zusammen ein Ganzes. Es gelten nämlich die Regeln vom Januar, Februar und December für den Winter; die vom März, April und Mai für den Frühling; die vom Juni, Juli und August für den Sommer, und die vom September, October und November für den Herbst.

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

Die zweitundsfünfziger Jahrgänge.

Da steht der Hausfreund auch mit unter der wartenden Menge, und sieht dem neuen Jahr entgegen. Er weiß nicht, was er drum gäbe, wenn er jetzt etwas mehr wüßte, als an-

dere Leute; wenn er so ein Bißlein hineinsehen dürfte in das, was das kommende Jahr im Schooße verbirgt.

Ein wenig weiß er wohl! Es ist eine stolze Wissenschaft, die er pflegt da droben auf seiner Warte, wo er seine Rechnungen macht und seine

Austheilungen, und die Tage verzeichnet, die da kommen sollen und voraus festsetzt, wann und wie; es ist eine Freude, die dem Hausfreund jedesmal das Herz erhebt, wenn er so gleichsam aus unsers Herrgottes großem Weltplan, in den er hineinsehen darf, wieder ein neues Kapitel im Voraus ablesen, abschreiben, gar abdrucken darf, damit auch sein Leser den Nutzen davon habe, im Voraus sich seine Lebensordnung bestimmen zu können. Und wenn dann der Hausfreund so zuversichtlich voraussagen kann, wie die Tage sich folgen, und die Nächte sich auflösen, und die Monate ihre Kette schlingen, und die Jahreszeiten sich die Hand bieten werden, und es darf an keinem auch nur die Minute fehlen, — oder wenn er voraus ausmacht, an dem und dem Tage werde die Sonne am Himmel einkehren im goldenen Krebs oder im schwarzen Boß, und eine so große Herrschaft sie ist, darf sie ihn doch als ihren Courier nicht kügen strafen, noch sich eine Freiheit herausnehmen, und auch nur eine Stunde versäumen, sondern wenn die Uhr schlägt, fährt sie auch schon vor dem Thore an, daß nicht einmal die Suppe kalt wird, die für sie bestellt ist, — oder wenn er dir den Berg zeigt dort am Schwarzwald, und sagt dir: nun gib Acht, an dem und dem, um die und die Minute flammt dort ein Stern empor mit freudigem Aug, der jetzt noch Millionen Meilen weit hinweg ist, sich zu, ob's eintrifft, und es trifft ein nicht bloß auf die Minute, sondern auf die Sekunde, so genau hat der hohe Reisende durch's Weltall seine Fahrt eingerichtet nach des Hausfreunds Voraussagung, — oder der Hausfreund bestellt gar voraus Sonne und Mond zur Begegnung mitten in dem ungeheuren Himmelsraum, und sagt voraus, wie dann der Mond der Sonne die Augen verheben werde, weiß nicht, was er indessen auf Erden will geschehen lassen, was sie nicht sehen soll, oder wie der Mond zur Belustigung der Menschheit durch den ungeheuren Schattentegel hindurchschlüpfen wird, den die Erde in den ungemessenen Welt- raum hinauswirft, und den man nicht sieht, bis der blöde Mann im Mond wieder einmal drein hineinwatet, wie der Bube in den Gumpen, bis er ihm zu tief wird, und er zappelt und eilt, auf der andern Seite wieder heraus zu schwimmen, — und du darfst nur warten, so wird das Schauspiel ganz gewiß nicht fehlen; — oder wenn endlich der Hausfreund befiehlt, an dem und dem Tag soll Ostern sein, an dem Tag Pfingsten, und nicht bloß das Mütterlein richtet sich danach, das es nicht erwarten kann, bis es dem Kinde den Hasen kann einlegen lassen, sondern auch selbst der Papsi zu Rom läßt Ostern einläuten, wenn's der Hausfreund haben will, und die ganze Christenheit gehorcht — nur der

Kaiser von Rußland nicht; man weiß ja, was der für ein eigener Potentat ist, und mit dem Hausfreund in noch mehrerem nicht einverstanden, — da ist's dem Hausfreund manchmal so stolz zu Muth, als hätt' er das Alles nur selbst so angeordnet und befohlen, so hoch stellt ihn seine Wissenschaft. Aber nur bescheiden geblieben! Das ist freilich wohl doch herrlich, daß der allmächtige Schöpfer also den Menschen, wenn er nur aufmerken will, hineinsehen läßt in seine Ordnung, die er festgestellt hat vor Jahrtausenden für Jahrtausende, und der Hausfreund ist freudig dankbar in anbetungsvoller Demuth, aber all' das ist doch nicht mehr, als ein Ablesen des Zifferblattes an der ungeheuren Weltenuhr, wo in bestimmter Zeit der Zeiger vorwärts geht von Zahl zu Zahl, so lang das Werk nicht stille steht, und deren Zeichen eben der Hausfreund zu lesen versteht, — aber wenn er auch sagen kann, was am Himmel geschehen wird, zweierlei weiß darum doch kein Mensch, selbst der Hausfreund nicht, was unter dem Himmel geschehen wird, und was im Himmel sich vorbereitet. So lang er aber das nicht weiß, sagt er auch weiter nichts vom kommenden Jahre.

Ja was! Der Hausfreund hat's schon mit angesehen, wie bei der Ankunft großer Herren einzelne Glückliche gewesen sind, die haben sich's nicht genug können anmerken lassen, daß sie den Erwarteten schon kennen, während die Andern erst auf seine Bekanntschaft begierig sind. Und um die ist dann ein gewaltiges Drängen und Fragen, und gar wichtig ertheilen sie zuvorkommend freundliche Antwort nach links und rechts, und beschreiben seine ganze Art vom Kopf bis zur Zehe lieber hundertmal, als bloß einmal. Und: sieht er böß aus? fragt das Eine. Ein Bissel wohl, antworten sie, doch eigentlich böß nicht, nur vornehm, ernsthaft, aber 's ist nicht böß gemeint, bewahre, im Gegentheil, ihr solltet sehen, was der gestrenge Herr für Sprünge und Scherze machen kann, wenn's an ihn kommt, ein Freund vom Lachen ist er auch. Ist er also freundlich? fragt ein Anderes; und freilich, freilich, sagen sie, ganz gemein, ganz herablassend ist er; nur ist ihm nicht ganz zu trauen, denn sich nichts anmerken zu lassen, ist die Kunst großer Herren. Und so wissen sie nach allen Seiten Bescheid zu geben, und nehmen Aufträge und Empfehlungen an, und ertheilen Rathschläge, wie man ihn behandeln müsse, um ihn in guter Laune zu erhalten; und wenn er nun kommt, und Achtung ruft's, und Alles macht Platz, und Aller Augen sind auf den Ankömmling gerichtet — ei, wie selig fragen sie ihre Nachbarn, ob nicht wahr gewesen sei, was sie gesagt, und wie sie ihn geschildert, und sie steigen dann hoch im

Werthe, wenigstens vor sich selbst. Ei, wäre der Hausfreund doch auch so glücklich, daß er mit dem neuen Jahre so bekannt thun dürfte; er wollte seinem Leser nichts verschweigen.

's ist aber nichts! er steht eben auch da, wie sein Nachbar, sein Hütlein in der Hand, und wartet, was kommen soll. Denn das Prophezeihen ist ihm vergangen, seit seine Lauben alle gelogen haben. Und wenn er auch gleich wieder neue ausschießt, was kann er dafür, daß sie alsbald sich zu Raben verschwärzen, und er ist an seiner Angst nicht selber Schuld, sie werden nicht wiederkommen, als — vielleicht dicht vor dem Sturme her, dann in jähem, hastigem Flug, aber schon hinter ihnen das Gewitter, und wer weiß, ob der Strahl, den es schieudert, sie nicht einschlagend überholt. Nichts von der Zukunft!

Aber derweil der Hausfreund vor dem 1852 steht, so fällt ihm ein, daß der 52er Jahrgang 17 Ahnen hat (nur die christlichen gerechnet, und von den vorchristlichen zu schweigen), nur mit verschiedenen Vor- oder Taufnamen. Da macht er sich die Freude, und stellt sie vor sich auf, als wie in einer langen Gallerie, sucht sich ihre Andenken zusammen, und erforscht die verschiedenen Gesichtszüge (sollte vielleicht heißen Geschichtszüge), soweit sie noch zu erkennen sind, und nicht vom Alter verschwärzt, oder aber eben auch schon von Haus aus leer und charakterlos. Geh mit, lieber Leser, an der Reihe hinab, — gib Acht, es sind einige Bilder darunter, bei denen heißt der Hausfreund dich stille stehen, und erzählt dir, was er von ihren Thaten zu melden weiß.

52 n. Chr.

Das eröffnet die Reihe, ein Rebelbild; ist verwischt im Laufe der Jahrhunderte, ist auch gleich von Anfang an undeutlich gezeichnet worden im Schatten der deutschen Urwälder, in die dazumal noch wenig Licht gefallen ist; Geschichtsbilder aber sind Lichtbilder, d. h. sie brauchen Sonnenschein und Klarheit, wo sie haltbar werden und haften sollen. Was darauf zu sehen ist, das sind unbestimmte Gestalten; die mannigfaltigen deutschen Stämme, zerstreut vom Rheine bis zum schwarzen Meer, von den Alpen bis zur Nordsee, unter sich in vielem Streit begriffen, ohne Einheit und Zusammenhalt; an den Grenzen hin und noch drüber hinüber haben die Römer ihre Ketten von Festungen gespannt und ihre langen Mauern gezogen, aber tiefer hinein getrauen sie sich nicht mehr, seit der Hermann sie in die Wolfsgrube gelockt hat (siehe den vorigen Jahrgang). Seither umgehen sie nur den tiefen, deutschen Wald, wie vorsichtige Jäger, und horchen wohl hinein in seine Dunkelheit, was drin sich regt, und freuen sich, wenn sie

am Getöse von Ferne vernehmen, daß die Germanen-Stämme sich selber unter einander würgen; sie aber bleiben am Rhein, und nur drüben in Britannien erobern des schlechten Kaisers Claudius seine tapfern Feldherren sich neuen Grund und Boden. Und wenn die Londoner wolkten, so können sie heur ihr 1800jähriges Jubiläum feiern, ein Andenken an die erste feste Begründung ihrer Stadt durch König Lud; der Hausfreund kommt schwerlich zu ihrem Fest, wenn sie irgend nicht meinen, es fern schon abgemacht zu haben, da die halbe Welt an ihren Reigen sich angeschlossen, und aus den Schönheiten aller Länder der Ehrenkranz der alten, gefeierten Stadt sich geflochten hat.

152 n. Chr.

Das zweite Bild: dunkel und verworren, dem ersten gleich. Wilde Gestalten drängen sich durch einander, ohne Ordnung und Plan, — im Süden vom Main, um Neckar und Donau haben die Römer den Boden, den sie gewonnen, das Zehntland, mit stattlichen Colonien bepflanzt, als hofften sie ihn allzeit zu behalten; Städte blühen in den Thälern, feste Schlösser ragen auf den Bergen, Tempel von mancherlei fremden Göttern bergen die Wälder. Aber hinten im Norden und drunten im Osten kreist und tobt es unter den Völkern in unheimlicher Bewegung und unruhigem Drang; was soll es werden? Vorläufig einmal sind so eben (152 n. Chr.) die Sachsen aufgebrochen in ungeheurer Menge, und haben sich hinaufgeschoben in den Länderkeil hinein, der die Nordsee und die Ostsee scheidet; gib Achtung, in andern Stämmen regt es sich schon allerwärts, es nachzumachen, eine neue Welt ist im Werden.

252 n. Chr.

Sieh her — das dritte Bild! schon ist's im Gang. In vier große Haufen getheilt erscheint die deutsche Nation, hüben am Rhein die Alemannen, am Unterrhein die Franken, gegen Weser und Elbe die Sachsen und von der Ober zur Donau die ungeheure Menge der Gothen. Schon geht der Drang der deutschen Völker hinaus nach allen Seiten. Dort über den Rhein herüber drücken die Alemannen die Römer tief nach Gallien herein zurück, und übersteigen die Alpen, nördlich plündern die Franken an der Nordsee bis gegen Spanien hin, im Osten aber hat sich die furchtbare Macht der Gothen über Griechen- land und Kleinasien hergeworfen, und doch ist's erst, um den Weg zu suchen für künftige unaufhaltsamere Strömung. Noch stemmt das übermächtige Rom sich dem Andrang entgegen. Wer weiß, wie lange?

Noch kein
aber durch
Grundton
Morgen
Wipfel
sehenem
ist die röm
überwund
Große die



öffnet er
Geschichte
weis him
in bau
gottha; jah
gobis will
in auch
Der Luther
Euch ist
Christus, i
in der H

Frei!
Die Welt
in Strom
Dämme si
und reist
die andere
Aber unge
reicht.

Noch keine Klarheit, und viel Verwirrung; aber durch die nächtlichen Schatten, die der Grundton des Bildes sind, bringt ein lieblicher Morgenstrahl, und vergoldet da und dort die Wipfel der gewaltigen Forste mit neuem, unge-
sehenem Licht, dem Lichte des Kreuzes. Schon ist die römisch-heidnische Welt vom Christenthum überwunden, denn seit 325 hat Constantin der Große die heidnischen Tempel zu Kirchen umge-

schaffen. Aber siehe, auch in die Dunkel der deutschen heiligen Haine herein dringt das Evangelium, und siehst du dort das mächtige, edle Volk der Gothen, das im Begriff ist, seine Uebermacht in zwei Hälften zu zerlegen, sich anbetend beugen vor dem Zeichen des Kreuzes? Der Prediger dort voll Eifer und voll Geist in der Mitte der andächtigen Kriegergestalten, die lauschen, an der Pferde Leiber gelehnt, auf Schild und Speer gestützt, — es ist Ulfilas (352 n. Chr.), der erste deutsche Bischof. Ist's nicht, als



öffnete er eben jetzt den Mund, die wunderbare Geschichte zu wiederholen: Thatei gabaurans ist izwis himmadaga ensjands; saei ist Christus fan in baurg Dawoides. Wulthus in haußstjam gotha; jah ana airthai gawairthi in mannam godis wiljins. Verstehst du's, lieber Leser? 's ist auch deutsch; nur deutsch vom Jahr 352. Der Luther aber hat's verständlicher übersezt: Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, in der Stadt Davids. Ehre sei Gott in der Höhe u. s. w. Luf. 2, 11. 14.

452 n. Chr.

Hei! welsch' Gewirre, hei! welsch' Drängen! Die Welt ist aus den Fugen, die Menschheit ist in Strom gerathen, und über aller Grenzen Dämme hinüber stuthen die Meere der Nationen, und reißt eine Woge die andere mit, drückt eine die andere vor sich her in immer neuem Schwall. Aber ungeheure Verwüstung, so weit das Auge reicht.

Schon lange ist das römische Reich getheilt in Morgen- und in Abendland; schon lange haben die westlichen Gothen das abendländische Reich überwölthigt, schon lange ist Alarich, ihr Held, im Rulentosfluß bearaben, schon lange haben sie Gallien und Spanien erobert, und dort ein deutsches Reich gegründet; schon lange haben die Burgunder, von der Weichsel her kommend, ihre Sige um Worms wieder verlassen und in Gallien sich niedergelassen, zugleich unter dem Schutze des Kreuzes; schon sind die Vandalen über Spanien nach Afrika gebrungen und haben dort im alten Karthago ihre neue Heimath gewonnen, ein deutsches Volk an der Stelle der alten Phönizier und Numidier; schon sind die Angeln und Sachsen, unruhige Leute, in das von den Römern ganz aufgegeben Britannien geschifft, und haben es in das germanische Engelland zu verwandeln angefangen. Da kommt vom Osten her der Hunnensturm, geführt von dem Fürsten der Schrecken, Attila, der Gottes-

geißel, der nun von China an bis an den Rhein gebietet. Ueber Deutschland geht sein verheerender Zug nach Gallien; zu einer fürchterlichen Schlacht verbinden sich dort auf den Feldern bei Chalons Römer und Deutsche 451, und schlagen sein ungeheures Heer; allein im folgenden Jahre (452 n. Chr.) wendet er sich Italien zu, und bricht mit Schrecken über die Alpen. Siehst du, wohin sein Zug sich richtet, die zerstörten Städte, die Haufen von Leichen, die verödeten Länder? Glücklicher Weise ist es sein letztes Jahr; das nächste steht über seiner Leiche auch sein Reich zerfallen. Schon aber — siehst du — haben Flüchtlinge auf den Inseln im Meere die Hütten gebaut, aus denen die kommenden Jahrhunderte das mächtige Venedig werden lassen.

552 n. Chr.

Wie umgestaltet ist die ganze Welt! Zersfallen schon lange das römische Reich; wo die Römer herrschten, da haben nun deutsche Fürsten ihre Paniere aufgesteckt. Am Rhein bis zum Meer hinab sind alle Frankenstämme schon lange durch Chlodwig in ein Reich vereinigt, dem auch die Alemannen am Oberrhein unterworfen sind, schon seit 496; eine ungeheure Macht erben von ihm seine Nachfolger, jetzt eben (552 n. Chr.) Chlotar I. In Italien aber sind bis vor Kurzem noch die Ostgothen Herren, wie ihre Brüder, die Westgothen, in Spanien. Dieterich von Bern (Verona), der edle Held, hat mit starkem Arm seinen Thron festgestellt und aufrecht erhalten, und 70 Jahre lang den römischen Purpur getragen in Macht und weithin strahlender Ehre; nach seinem Tod erst wagt Justinian, der Kaiser vom östlichen Rom, von Constaninopel, den Deutschen Italien wieder freitig zu machen. Es gelingt ihm durch seinen Feldherrn Narfes. In dreitägiger Schlacht erliegt eben der tapfere, liebenswürdige König Totilas sammt seinem Volk (552 n. Chr.), und sein Tod ist auch der Untergang des gothischen Reiches! An seine Stelle werden bald die Longobarden über die Alpen herüberzucken, diejenigen Deutschen, deren Herrschaft noch der Name des oberitalischen Landes für Jahrtausende bezeugen muß.

652 n. Chr.

Ein Schein von besonderm Lichte spielt um das siebente Bild; kannst du's erkennen, lieber Leser? Siehe, die alten Götterbilder, die heiligen Eichen fallen, und die Priester Wodans, Thors und Tiws, der altdeutschen Gottheiten, die sich so lange im Dunkel der Wälder behaup-

tet haben, die Priesterinnen Freias und Herthas mit ihren heiligen Stieren und Stuten, mit ihren Vollmondfesten und Opferreigen um geheimnißvolle Quellen und Teiche her, — sie weichen der Macht, mit der das Wort vom Kreuz erobernd eindringt, und da und dort erhebt sich eine stille Kapelle, bald auch an ausgesuchten Stellen als Vorwerk und Feste des neuen Glaubens ein Kloster, dessen Thürmlein das Grün der Wälder überragt, und schon hat der krumme Hirtenstab des Bischofs dieselbe Macht über das Volk, als des Herzogs rauschendes Banner. Siehst du die Männer dort in härenen Kleidern, hart gegen sich selbst, aufopfernd für die arme Menschheit, der sie das Heil zu bringen weither über die Nordsee von Irland her gekommen sind, von christlicher Liebe getrieben? Das ist ein Columban, ein Galus, ein Fridolin, der zu Säckingen am Rheine anhebt zu predigen, daß es durch's ganze Rheinthal hinab und weit hinüber in den Schwarzwald und in die Vogesen tönt. Die Bahn zum Lichte ist gebrochen.

752 n. Chr.

Ein verdorbenes Königsgeschlecht ist's gewesen, das auf Chlodwigs Throne saß, und in sein Reich sich theilte unter unerhörten Greueln und Grausamkeiten; unmännliche Weichlinge entweder, oder bis zum Wüthsturz herabgekommene Wütheriche trugen die fränkische Krone; ihre Haushofmeister regierten, sie aber machten nur die Herren in Leppigkeit und Schlechtigkeit. Und doch sind Männer von Nothen gewesen, als im Lauf von 3 Menschenaltern die Araber, von der Religion des falschen Propheten Muhammed begeistert, ganz Asien unterworfen, die ganze Nordküste von Afrika überfluthet, in Spanien das westgothische Reich zertrümmert und endlich die Pyrenäen überschritten hatten, auch Frankreich für den Halbmond zu erobern. Da hatte nur Carl der Hammer mit seiner ehernen Kraft die Christenheit gerettet, aber dabei auch bewiesen, daß das Heil des Volkes hauptsächlich da zu suchen sei, wo Mark in den Knochen, Herz in der Brust, Licht im Gehirne war. Und so geschah's, daß der fromme Bonifaz, der Apostel der Deutschen, den Papst um Auskunft bat, wer König heißen soll, der hof den ererbten Titel, oder der die Kraft und die Macht habe; und als der Papst erwiderte, wie des Wandbäcker Boten sein Lieblein heißt: der König sei der bessere Mann, sonst sei der Bessere König! so trat im Jahr 752 das Volk zu Soissons zusammen, ließ sich von Bonifazius seines Eides entbinden, nahm von dem schwachen Haupt des

Königs Chilperich die Krone, schor ihm das Haupt dazu, da er ja doch in's Kloster gehen sollte, um Vigilien zu singen; und hob dagegen Carl's, des Hammers Sohn, Pipin, nach altdeutscher Weise auf einen Schild, und rief ihn

Herren die Unterdrückten. In den Eindrücken mehrten sich die Klöster, theils die einzigen Zufluchtsstätten stiller, fleißiger, oft auch streiftüchtiger Gelehrsamkeit, theils die Nester unsäglichster Faulheit und Dummheit, und nicht mit dem Schwert des Geistes bricht das Christenthum sich Bahn, sondern mit dem Schwert der Gewalt, das nur knirschende Besiegte macht, und den verbotenen Aberglauben des Heidenthums nur in einen neuen übersetzt, der sich Christenthum nennt, ohne Christum zu kennen. Vorüber, lieber Leser!

952 n. Chr.

Sieh da! schon ist es anders geworden! Heinrichs des Finklers starke Hand und lichter Geist hat den Grund zur Ordnung gelegt, und des Reiches Vasallen an des Kaisers Ansehen gewöhnt, — den Herrenburgen gegenüber sind Städte gegründet, und der Bürger ist sich der Macht des Gemeingeistes im Gemeinwesen bewußt geworden; er hat die Ungarn überwunden,*) und freut sich seines Sieges in der Sicherheit seines Gewerbes, während der Ritter ihn feiert in festlichen Turnieren. Und stolz in der ganzen Fülle königlicher Majestät waltet nun Otto der Große, ein vornehmer Herr. Siehst du ihn stehen am Sund im Norden, wo er die Dänen sich und zugleich dem Kreuze zu Füßen legt? (952 n. Chr.)

Denn das war schon vor 1100 Jahren, da brachen die Dänen aus ihren Schlupfwinkeln im Meere hervor und überfielen als Räuber die benachbarten Länder und Küsten. In Frankreich haben sie unter dem Namen der Normannen einen ganzen Landstrich eingenommen und dem Enkel Karls des Großen abgetrotzt, die heutige Normandie. In Deutschland aber stand ihnen entgegen Heinrich der Finkler; du kennst ihn noch vom letzten Jahrgang her. Der trieb den alten 100jährigen Räuberkönig Gorm zurück über's Danewerk, als erste Grenze. Dabei war's geblieben, wenn die Dänen es hätten lassen lassen; zwar hatten sie Frieden gelobt, aber Frieden und Worthalten war nicht ihre Sache, und so war kaum der alte Gorm gestorben, und Harald Blauzahn König geworden, so warf er sich über Norwegen, England, Frankreich her, und übermüthig gemacht durch sein Glück, fiel er auch in der deutschen Nordmark ein, und erschlug die Markgrafen des Kaisers. Denn im deutschen Reiche hatten unbotmäßige Fürsten, eigennützige Herzoge, des Kaisers eigene Brüder, sich empört, und seiner Herren Eifersucht verzehrte in scheußlichem innerem Krieg des Volkes Kraft; da

*) Siehe den vorigjährigen Jahrgang.



zum König der Franken aus. Das war im Jahre 752; sein nächster Erbe aber war Carl der Große.

832 n. Chr.

Vor tausend Jahren! ein trübes Gemälde. Carl's des Großen Heldengestalt ist vorübergeschritten; seine Helden sind begraben. Schon sind seine Enkel, Enkel dem Blut, nicht dem Geiste nach, erst über ihrem Theil am großen Frankenreiche mit dem Vater, dann unter sich in brudermörderischem Kampf zerfallen, nachher nur zu seiner Theilung übereingekommen im Vertrage zu Verdun. Die deutsche Königskrone trägt Ludwig II.; Kaiser ist Lothar von Lotharingen. Von nun an steht Deutschland Frankreich gegenüber.

An seinen Grenzen im Osten drohen die Slaven; an seiner nördlichen Grenze plündern die Dänen. Im Innern herrscht das Recht des Stärkeren, und über allem, auch des Kaisers Macht, hat sich des Papstes Allgewalt erhoben, auf der Könige Schwäche emporgestiegen. Berggebens ringen die kaiserlichen Grafen Ordnung zu schaffen; die Bergspitzen krönen sich mit Burgen, und von ihnen herab höhnen die einzelnen

chien dem Feinde wohlfeil zuzufallen, was er begehrte. So sind's nicht die Dänen allein gewesen, die an ihm zerrten, sondern auch von Morgen herdie Wenden und die Ungarn, seine alten Heider. Allein der Rächer war Otto der Große. Mit starker Hand zügelte er rasch den Aufruhr im Innern, und ehe die Dänen sich's versahen, war er mit dem deutschen Heere ihnen gegenüber. Bei Schleswig lagen sie. Denkst du, lieber Leser, der Stadt von den letzten Jahren her? — Dort packte er sie mit Macht, und schlug sie dergestalt, daß Harald sich ergab, und sein Heer in wilder Flucht dem Norden zu rannte, — hinter ihm drein aber brauste wie Wettersturm das deutsche Heer, durch Zütland durch, soweit das feste Land es trug, bis vom nördlichsten Gestade der letzte Däne den schnellen Rachen vom Land abstieß, und seinen Raubnestern 'auf den Inseln zusog. Da stand der Kaiser am Ufer, zürnend sah er den Flüchtlingen nach; hoch schwang er seine Lanze, und schleuderte sie hinter ihnen drein hinaus in's Meer, daß sie im Niederstürzen sich feißbohrte im Lande, und der Schaft gerade starrend aus den Wellen gen Himmel ragte. Wohl an, rief er, so stehe fest; Verderben jedem, der dich überschreitet, den Grenzpfahl des deutschen Reiches.

Knieend hörte und gelobte es Harald; zugleich, daß er Christ werden und sein Volk zu Christen machen wolle, die das Recht sollten achten lernen. So alt das Christenthum in Dänemark ist, so alt des deutschen Reiches Grenzwarke im Ottenfund, im Norden von Zütland. Aber es sind indessen die Wellen darüber gegangen, und haben des Kaisers Lanze herausgehüllt, die Wellen der Zeit sind darüber gegangen, und haben des Kaisers Wort versandelt. — — —

1052 n. Chr.

Und wieder tritt eine hohe Gestalt dir entgegen, Heinrich III., der Schwarze, der Mann mit dem eisernen Willen, friedfertigen Herzen, gewaltigem Arm und klarem Blick, der den Krieg nicht liebt, aber wo er ihn führen muß, nur siegreich führt, viermal den päpstlichen Thron verschrenkt an würdige deutsche Bischöfe, und seine widerstrebendsten Herzoge und Fürsten zwingt, in seine Ordnung sich zu fügen. Ihm waart der König von Frankreich, Heinrich I., Lothringen abzufordern, das schon von Otto II. her deutsches Lehen war. Der deutsche Heinrich will den Streit in Güte schlichten, und ladet den Gegner zu einer Zusammenkunft ein nach Metz. Dort treffen sich die Könige (1052 n. Chr.); der Franzose aber ist ungebärdig, und droht mit Krieg. Da schleudert der Kaiser ihm den Hand-

schuh vor die Füße als Aufforderung zu per-



sönlichem Zweikampf; es fechte mit ihm selbst um Lothringen, wer's ihm nehmen will. Aber der Franzose läßt den Handschuh, wo er liegt; in der Nacht noch bricht er auf und entflieht, so schnell er kann; am Morgen, als der Kaiser Antwort erwartet, ist der Gegner über Berg und Thal; und Lothringen bleibt deutsch. Diese Weise des Kaisers Heinrich III. aber, selbst und allein seinen Streit auszukämpfen, ist leider nicht Sitte geworden unter den Königen.

1152 n. Chr.

Eines edlen Königs Leiche zuerst bringt das kaum angetretene Jahr. Der erste hohensauische König, Conrad III., stirbt zu Bamberg am 15. Februar. Er hat in den Kämpfen mit den Welfen, den Anhängern der päpstlichen Macht, seine Kraft, Ordnung zu halten im deutschen Reiche, erprobt, aber er hat im zweiten Kreuzzug, den er geleitete, und in welchem er den großen Schwabensreich ausgeführt haben soll, einen geharnischten Türken mit einem Hieb vom Kopf bis zum Sattelsknopf in zwei Hälften auseinanderzuspalten, — da hat er seine beste Kraft verloren, und eben zum Kampf mit den Normannen in Italien und vielleicht auch mit dem Papst gerüstet, erkrankt er schnell, vielleicht durch italienisches Gift. Heldenmüthig rüstet er sich zum Sterben, und ordnet noch den Haushalt des Reiches. Ein Söhnlein hat er; es ist zu jung zu seinem Erben; das Vaterland liegt ihm mehr am Herzen, als sein eigen Blut. Seines Bruders Sohn, Friedrich,

eröffnet er
und stirbt nur
und Trauer
Aber der
der Aufgang
Friedrich
seines Reiches
König erben
(1152 n. Chr.)

traftvoll
lieber Leser
Noch lebe
vollem
wortet
Widerstand
furt das
Feinde
Herrlichkeit
sein 700)

Vor ei
der König
Conrad
Knäblein
thron in
Italien,
und auf
Siegegeb
tritt in
deutsche
aber do
im Länd
Kind an
den ma
auch ein
Waise w

empfehlte er uneigennützig zu seinem Nachfolger, und stirbt nun ruhig nach 15jähriger Regierung, und Trauer füllt das ganze Reich.

Aber der Untergang des Einen Sternes ist der Aufgang des Andern.

Friedrich der Hohenstaufe wird nach seines Oheims letztem Wunsch zu Frankfurt zum König erwählt den 5. März desselben Jahres (1152 n. Chr.); der Rothbart, Deutschlands



kraftvollster und prächtigster Kaiser. Weißt du, lieber Leser, was die Sage von ihm spricht? Noch lebt er, tief im Kyffhäuser in geheimnißvollem Schloß verborgen im Zauberschlaf, und wartet von Jahrhundert zu Jahrhundert auf den Auferstehungsruf, wiederum wie damals zu Frankfurt das Schwert zu ergreifen, Deutschlands Feinde zu Boden zu schlagen und seines Reiches Herrlichkeit neu zu bauen. Ei, daß er auferstünde, sein 700jähriges Jubelfest zu feiern!

1252 n. Chr.

Vor eine Wiege trittst du, lieber Leser! In der Königsburg auf Hohenstaufen hat König Conrads zarte Gattin Elisabeth ein Knäblein geboren. Sein Vater, der den Königsthron in Deutschland erkämpft hat, ist fern in Italien, um auch sein dortiges Erbe gegen Papsi und aufrührerische Unterthanen zu bewahren. Siegesbotschaften grüßen das Kind beim Eintritt in's Leben, um seine Wiege her tönt der deutsche Minnegesang in seiner schönsten Weise; aber doch sind's keine glücklichen Sterne, die ihm lächeln. Gib Achtung! kaum wird das Kind an der Mutter Hand die ersten Schrittschen machen lernen, so ist es verwaist, und auch ein Königskind ist arm, wenn es ein Waise wird; das Reich ist ohne Oberhaupt,

eine traurige Zeit von Verwirrung und Unordnung bricht herein, wo keine zügelnde Hand mehr ist, kein deutscher Fürst mehr den Muth hat, die Kaiserkrone zu tragen, und sie an Fremde feil geboten wird. Und wenn der Knabe zum Jüngling worden ist, und nun im Geist und Muth seiner Väter sein königliches Erbe in Italien dem französischen Räuber, dem der Papsi das gestohlene Gut gesegnet hat, entreißen will, — so wirst du ihn als Gefangenen sterben sehen unter dem Henkerbeil des Franzosen. Es ist Conradin von Schwaben, der letzte Hohenstaufe. An seiner Seite stirbt den gleichen Tod sein Altersgenosse und Freund, Friedrich von Baden.

1352 n. Chr.

Geh weiter, lieber Leser! Das Bild ist leer.

Ein geiziger Kaiser, Carl IV., der Lügelsburger, brütet in Böhmen über seinen Schätzen, der Wahrer des Reichs ist nur Wahrer seines Reichthums, im Reiche mag's gehen, wie es will; dort herrscht das Faustrecht unter'm Adel, in der Geistlichkeit schamlose Schleichigkeit und Dummheit, nur die Städte blühen empor, und sichern sich durch Bündnisse, und fangen an, ihre Dome aufzubauen in heiliger Schönheit, als Zeugnisse ihrer Frömmigkeit sowohl, als des Segens ihres Fleißes; im freigewordenen, von Deutschland losgerissenen Schweizerland kräftigt sich der Bund der freien Städte. Aber Großes ist aus diesem Jahre nichts geboren; es hat getrauert über den vielen frischen Gräbern, die unter seinen nächsten Vorgängern der schwarze Tod auf der weiten Erde umher gehäuft hat. Nur nach einer Seite hin verkündet eine neue Zeit der Donner der kaum erst erfundenen Geschütze.

1452 n. Chr.

Es gährt wieder in der Welt, — sie zeigt, daß Leben in ihr ist.

Zwar, was im Vordergrund geschieht, wird dich nicht besonders anregen. Steht wieder einmal ein deutscher König vor dem Papsi, und läßt sich zum Kaiser krönen, der schwache Friedrich III. Er ist damit zugleich dem großen Sterben aus dem Weg gegangen, mit dem eine Pest durch Deutschland wüthet, und wäre ja Schade um ihn gewesen. Aber Größeres bereitet sich vor; die Geister erwachen. Meinst du, sie haben die Wahrheit auch mit verbrennen können, als sie den Huß verbrannten zu Konstanz, die Glaubensfreiheit auch mit todgeschlagen, als sie endlich die Hussiten überwältigten? Sieh, die Nacht auf der einen Seite läßt um so sehnächtiger nach den Lichtern schauen, die durch sie hereindämmern, und es dämmert mit Macht.

Schon hat Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden, und sie gibt dem Geiste tausend Jungen auf einmal. Eben jetzt (1452) gießt Schöfer seine Buchstaben zu ihrem Dienst. Eine neue Welt, die zweite Hälfte der Erde, ist im Begriff, für die alte aus dem Ocean aufzutauchen, denn mit immer größerem Muthe drängen die Portugiesen in unbekannte Meere vor. Die Belagerung von Constantinopel durch die Türken treibt die Gelehrsamkeit des Morgenlandes nach dem Abendlande, wo durch sie eine neue Bildung begründet wird; und schon bestehen oder entstehen die hohen Schulen in den verschiedenen deutschen Ländern, eben so viele Quellen geistigen Lebens. Es wird tagen!

1552 u. Chr.

Und nun magst du Protestant sein oder Katholik, lieber Leser, sobald du nur ein Freund der Freiheit des Geistes und Gewissens bist, so freuest du dich des Jahres, das die Reformation zu Ende geführt hat. Was alles ist dem Jahr vorangegangen. Sieh, da die Finsterniß am dichtesten und die geistige Noth am schmerzlichsten war, da hat der Wahrhaftige im Himmel seine Propheten wieder kommen heißen in Geist und Kraft des Elias, und hat einen Luther erweckt und seine Freunde, die das Bibelwort wieder herausgegraben haben aus dem Schutt, der darüber lag, und die Fesseln zersprengten, welche die Geister banden. Und da sind der evangelischen Wahrheit zugefallen Alle, die auf das Heil Israels warteten, vom Volke unzählige Mengen und auch viele fromme Fürsten und Herren. Der Kaiser Carl V. aber, der Fürst



von solcher Macht, daß in seinem Reiche, seit für ihn Amerika entdeckt und Mexiko erobert war, die Sonne nicht mehr untergieng, und von

solcher Tyrannei, daß er auch den Glauben und die Gewissen zu beherrschen und zu unterdrücken das Schwert schlug, schlug die protestantischen Fürsten bei Mühlberg, und die Sache der Freiheit schien verloren; Deutschland war daran, spanisch zu werden. Da erwachte ihr Geist in Moritz von Sachsen, der bis daher sich ihr entzogen hatte, ihr selbst zuwider gewesen war. Mit der Unterdrückung Magdeburgs, das seine Glaubensfreiheit behauptete, vom Kaiser beauftragt, sammelte er ein gewaltiges Heer; aber plötzlich wandte er es gegen den unvorbereiteten Kaiser, war schnell wie ein Frühlingssturm am 1. April 1552 vor Augsburg und am Fuß der Alpen, am 18. über ihren Höhen weg, am 23. in Anspruch, und eben noch entfloh der Kaiser gichtfrank bei Nacht und Nebel Kärnten zu, sonst wäre er gefangen gewesen. Aber die Freiheit vor dem deutschen Land auch so gerettet. Dort in Passau in dem Hause, das unten den Markt begrenzt, traf König Ferdinand in des Kaisers Namen den Sieger, und am 2. August wurde dort der Vertrag besiegelt, der in ein Wort Gestalt sicherte. Kenn' es mit Freudigkeit, lieber Leser, und laß dich im Jahr 1852 nicht mehr drum betrügen; es heißt: Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Der deutsche Kaiser.

Das war im Jahr 1495, als Kaiser Max I., damals noch ein jugendlicher Herr, einen Reichstag zu Worms hielt, um des Reiches Ordnung zu berathen und den Landfrieden zu sichern. Um ihn war versammelt der Adel deutscher Nation, der vornehmen Namen gar viele, und was an Pracht und Glanz nur aufzuwenden war, umgab den ritterlichen Kaiser, in welchem alles Volk dargestellt sah als in einer Person zusammengefaßt seines eigenen Wesens Majestät und Herrlichkeit, dessen gewaltiger und doch allzeit offener Hand es mit Vertrauen anheimgelassen sah, die Wahrung seiner Ehre und die Sorge für sein Wohl. Auch das Ausland hatte seine Vertreter geschickt, des deutschen Reiches Oberhaupt zu ehren, und den Träger seiner Macht freundlich zu begrüßen. Allein der neidische, heuchlerische König von Frankreich hatte als seinen Stellvertreter einen Ritter gesandt, ausgezeichnet durch ungeheure Körperkraft und außerordentliche Waffenfertigkeit, noch mehr aber durch frechen, höhnernden Uebermuth. Claude de Bayre hieß der Riese. Den stach der freventliche Hochmuth, und während alles versammelt schien, im Frieden und gegenseitiger Höflichkeit einander festliche Ehre zu erweisen, so hängte der zum Zeichen einer Herausforderung seinen Schild an seiner Herberge auf, und ließ durch

einen Herold umherrschen unter allem Adel, wenn unter den Deutschen Einer Herz habe, so soll er's mit ihm wagen auf Leib und Leben, Gefangenschaft oder Rittergabe; er soll nur kommen, er wolle ihn fällen.

Lieber Leser! juck's dich in der Faust? Hei, wie wird's vollends den edlen Herrn in die Glieder gefahren sein wie Sturmesdrang, dem frechen Maul zu geben, was ihm gebührte, und wie werden die Wappenträger alle sich gedrängt haben, Einer dem Andern zuvorzukommen, die deutsche Ehre zu vertreten! Meinst du, lieber Leser? Bist ein guter Mensch! Aber siehe, es hat sich von den Herren allen Keiner geregt, von all' den Fürsten und Grafen und Rittern Keiner. Aber Einer ist gewesen, dem ist der Grimm in's Herz gefahren, und wie keiner da war, sich für sein Volk zu schlagen, die Schamröthe doppelt zu Gesicht gestiegen. Das war der Kaiser, dem war der Schimpf zu schwer. Und erhebt sich im Zorn, und reißt seinen Schild herunter, mit Deisterreichs und Burgunds Wappen geschmückt, und schickt den Herold hin, ihn neben des Franzosen Schilde aufzuhängen, zum Zeichen:

er werde kommen, die deutsche Ehre zu vertreten. Selten soll's auf ritterliche Haft, oder Leben und Tod, wie's komme. Da richtet sich alles Volk empor in frohem Muth; der Kampfplatz wird vermessen, die Stunde kommt und in unzähliger Menschen Mitte reitet der erste deutsche Ritter in die Schranken, dem lecken Spötter entgegen. Die Trompeter blasen zum dritten Mal, im Sturm prallen im furchtbaren Rennen die Lanzen an und ab, blitzschnell sind die Schwerter frei und flammen um die Helme und wettern auf die Panzer, und der Riese scheint schon im Vortheil, — bang, athemlos, bebend steht das Volk, — der edle Kaiser ist verwundet. Aber nun erst wird er böse, und mit Streichen, wie sie vorher nie erklungen waren, bringt er jetzt auf den Gegner ein, donnernd fallen die Hiebe, herzerschütternd die Stöße, hier und hier, und wieder einer, und der Riese schwankt, ihm wirbelt in solchem Drang der Kopf und sinkt das Herz, — schon verzichtet er auf Gegenwehr, demüthig bittet er um Gnade, und legt das Schwert dem Sieger zu Fuß. Unbeschreiblicher Jubel schallt gen Himmel, und von seines ganzen



Volk's stolzem Frohlocken wird des ritterlichen Kaisers Name empor getragen, — denn seiner Hand ist deutsche Ehre wohl gewahrt; da hat's auch für des deutschen Volk's Recht nicht Noth.

Lieber Leser! hättest auch mitgejubelt? —

Die Lehmmänner.

Wenn der Hausfreund beim Schöppllein sitzt am Samstag Abend — denn die Woche über hat er wenig Zeit dazu — im Döfen oder im Löwen, so bleibt er gern sitzen, aber

nicht allein; wenn er's vermag, bringt er auch andere dazu, noch ein halbes zu trinken, und wenn ihm deswegen auch die Weiblein schon manchmal gram geworden sind, die Wirthsleute haben ihn desto lieber; und auch die Weiblein verfährt er am Ende, wenn er den Männern ein lustig Geschichtlein erzählt, das sie daheim wiedergeben können zur häuslichen Unterhaltung; und um eine Gardinenpredigt abzuschneiden, dient nichts so sehr, als wenn der Mann anhebt: lug, Fraule, ich will dir was erzählen. Drum setzt der Hausfreund auch zu jedem Geschichtchen hinzu: das theilet auch den Weiblein mit.

So ist er also lezthin auch wieder mit seinem Nachbar im Ochsen gefessen, und 's hat lange eine Rede die andere gegeben; denn wenn man ihn nur ansieht, so fließt's von selber bei ihm. Endlich aber hat er gesehen, wie der Nachbar das Pfeifle aus dem Mund nimmt und in die Rocktasche steckt, die Hand aber auf dem Rückweg, um keine Zeit zu versäumen, aus der Seitentasche das lederne Beutelschen mitnimmt, und: Ochsenwirth, ruft er, was bin ich schuldig? — Wie viel habt ihr? fragt der Ochsenwirth. — Ja, das weiß ich by Gott selber nicht, — 's ist mir zu viel, zum behalten, was über 5 ist; Ochsenwirth, dazu habt ihr die Kreide, ihr müßt's wissen. — Nu, 's werden nicht zu viel sein, zahlt 8; ist's auch ein's drüber, bleibt's das nächste Mal drunter, und gleicht sich aus. Der Nachbar brutzelt, und zählt seine Gröschlein sachte, daß er nicht draus kommt. Der Hausfreund aber muß lachen, und sagt: Nachbar, 's ist doch nicht mehr, wie ehemals! Die Welt und die Menschheit wird immer schlechter; unsere Vorfahren sind doch andere Leute gewesen. Da bringen euch 8 Schöpplein aus dem Rechnungsconcept, auch ohne daß ein Bruch dabei ist, und könnt schon diese halbe Rote nicht mehr recht übersehen; und 's ist wahr, der Hausfreund weiß auch nicht gerade, wie viel er nüchtern commandiren könnte, 's kommt auf's Weiter und Umstände an. Aber 's ist noch nicht lang, da hat er noch Leute gekannt, die sind im Stande gewesen, ihren Mann anders zu stellen und das Element da zu bewältigen. Wenn's euch auch zur Demuth gereicht, wollt ihr's hören? — Und — wenn's kurz wird, sagt der Nachbar fast ungeduldig; der Hausfreund aber erzählt:

Da drüben im Schwarzwald, wo die riesenmäßigen Lannen stehen, da ist noch vor Kurzem ein Hof gewesen, dicht an der Grenze von Schwaben, war der Lehmannshof genannt, mitten in der Einöde drin, wie eine Insel im Meer. Da hat ein Paar von Brüdern gehaust, 's ist Schade — die letzten ihrer Art, denn für die

Bursche hat sich kein ebenbürtig Weib gefunden unter dem Geschlechte draußen vor dem Wald; so sind sie eben ausgestorben. Aber Leute sind's gewesen, schier wie die Holländertannen um sie her.

Nun, von denen sitzt einer eines Abends drunten in der Eichmühle — man hat sie aber seither nur die Eichmühle geheissen, wirft gleich merken, warum — und ist gerade durstig Weiter gewesen, so trinkt er sein Schöpplein, und zwar vom Guten, denn lieber viel, als schlecht, ist sein Sprichwort gewesen. Es war aber kein rechter Segen in dem Wein. Denn je mehr er trank, um so durstiger wurde er, und wenn er so ein Glas geleert hatte, und dem Schluck gleichsam in seinen Gedanken lauschend nachsah in sich hinein, ob er unterwegs ausdrückte, wozu er gesandt war, und die Fluth glitt eben hinab, schnell und hüpfend, wie der Bach über Kiesel, ohne zu fühlen, so schüttelte der Lehmann eben mit dem Kopf, wie ein Schütze, der das Ziel verfehlt hat, er weiß nicht durch wessen Schuld, drehte spielend das Glas so zwischen seinen Fingern, und rief: Müller, einen neuen. — 's thut's noch nicht. Inzwischen wechseln die einkehrenden Gäste mannigfaltig; da kommen Viehtreiber von Schwaben her, und derweil die schweren Ochsen den Berg hinaufschlendern, nehmen sie einen Trunk mit; kaum läßt sie der Lehmann fort, so sehr hat er sich alsbald mit ihnen vertieft, doch eilen sie ihrem Vieh nach; er bleibt allein und trinkt einen neuen. Da kommen reisende Studenten — junges, vergnügtes Blut, das den Durst noch nicht gewohnt ist, aber das Zechen, und die setzen sich lärmend und eilig um den Tisch, trommeln Alarm, was sie können, und läuten Sturm, als gält's, sie vom Tod zu retten, bis der Wein da ist, — das sind Leute, an denen der Lehmann seine Freude hat, und während er anfangs lächelnd dort hinten sitzt und sie nur stille beobachtet, hat er bald die Bürschlein mit sich in's Gespräch gezogen, und fangt mit ihnen einen Wettlauf an im Trinken, daß denen allzumal Hören und Sehen vergeht; die Nüchternsten unter ihnen merken noch zu rechter Zeit die Gefahr, und eilen, sich und die andern vor der Niederlage zu bewahren, indem sie auf's Weiterreisen bringen; so werfen sie die Täschelein über, und nehmen Abschied mit den Neusserungen heitersten, aber tiefsten Respekts. Der Lehmann bleibt allein und winkt um einen neuen. Ein Haufe Flößer fällt ein, der vom Einbinden kommt; sie stellen die langen Stangen und die Aerte in's Haus, werfen die Wiederlinge ab, und setzen sich zum Trinken, und die Rüge, die sie nehmen, sind so lang, wie fünfzehnhörige Flöße, daß sie mit einem tiefen Athemholen das Glas ablegen, denn das Wasser ist gar ein zehrendes Element; der Lehmann

freut sich mit Lachen ihres Durstes, und als hätte ihr Beispiel dem feinigern nur neues Feuer gegeben, rückt auch er zu ihnen herzu, und schon sinkt die Sonne, als die Flößer mit gewaltigen Anstrengungen sich erheben; ihre Stiefel sind schwerer geworden, und es scheint, als wandelten sie auf schwanfenden Hölzern; der Lehmann steht ihnen zum Fenster hinaus noch grüßend nach, derweil sein Glas auf's Neue sich füllt, bis er wieder hereinsieht. Endlich kommen 3 müde Forstleute aus der Nachbarschaft; groß ist der Jubel, daß sie den Kameraden treffen, zu hellem Gelage sitzen sie zusammen, die Biere, und der Eichmüller kann nicht oft genug die Gläser wechseln und füllen, — bis gegen Mitternacht zwei einander mitgenommen haben, von denen jeder mit Recht gewiß war, dem andern zur Heimkehr unentbehrlich zu sein, aber ungewis, ob er ihm nützlich sei; der dritte lag mit dem Kopf auf dem Tisch, den Schnauzbart im verschütteten Weine badend; nur der vierte saß noch aufrecht und trommelte um mehr. Da wird dem Eichmüller mehr und mehr angst, so oft er wieder mit der Kreide einen Strich an die Tafel macht, und — ich werde doch nicht duplirt haben, sagt er, wie er die lange Reihe überseht, denn er durste sich selbst nicht recht trauen in dem Stück; aber hang wurde ihm, der Gast glaub's ihm nicht, wie viel schon auf der Tafel stehen, und sagt darum mit gemachtem Lachen, wie er den neuen Schoppen bringt: Nachbar, wißt ihr auch, wie viel ihr habt? — Was gilt's, Müller, ruft der Lehmann, und ist ihm nur anhebend das Sprechen etwas mühsam geworden, ich weiß's bis auf die Nummer? Drum seh dich vor, ich zähl' dir nach. — Der Wirth besteht den Mann und die schimmernden Neuglein, und denkt: 's wär schon zu wasgen; sagt darum beherzt: ich glaub's nicht. So gilt's, ruft der Erste, wenn ich weiß, wie viel ich habe, so trink ich bis hundert vollends auf deine Kosten, irr' ich, so zahl ich's ungetrunken. Der Müller schlägt ein. Nun so bring den sieben und achtzigsten, besteht der Lehmann, und trinkt den sechs und achtzigsten aus. Und wie der Müller nachzählt, hat er sich über zweierlei verwundert, über des Gastes und seine eigene richtige Rechnung. Er hat aber die 13 vollends aufgetragen, eh' der Rukul in der Uhr zwölfe rief, und nur ein klein wenig hat er mitgeholfen. Und der Lehmann ist noch aufrecht das Thal hinauf zu seinem Hof; nur ist ihm der Mond etwas unstät vorgekommen und der Weg ein wenig schmal.

Das ist ein Kerl gewesen, freilich, sagt des Hausfreunds Nachbar, wie ihn dieser anschaut, als wollt' er fragen: nun? he? Und thut wieder einen Ruck auf dem Sitz zum Aufstehen, denn er spürt, daß ihm die achte schwer auf der

Schulter liegen, er muß so schnaufen — aber der Hausfreund läßt ihn noch nicht los. Das will ich meinen, sagt er, und was für Einer: will euch noch eine Probe geben; so sitzt nur noch einmal, 's preßirt nicht so. Einmal, 's ist in der Heuet gewesen, da geht der Lehmann Morgens früh vor Tag hinaus auf die Wiese mit der Sense, um seine Mannsmahd Gras zu mähen, hat ein Keff auf dem Buckel und lustigen Muth im Herzen, und die Vögel pfeifen, und die Wälder rauschen im Morgenwind, und ihm ist's, als sollt' er irgend einen Tuck thun, so muthwillig braust die Kraft durch seine Glieder. Da kommt vom Berg herunter ein Spielmann früh von einer Hochzeit her, die spät zu Ende gegangen ist, mit seiner Geige unterm Arm. Hollah, Geiger, du kommst mir recht. Spiel auf zu meinem Mähen! Und eh' das Männlein sich's versieht, hat ihn der Mäher am Fittich gepackt, schwingt ihn über sich herum in das Keff auf seinem Rücken hinein, wie Einer einen Duden sich auf den Rücken schleudert, und mit ihm hinein in die Wiese: Nun angefangen, einen Ländler! Und der Spielmann, so sehr er wackelt und schwankt auf dem schmalen Drehesten, in dem er nur mit den Füßen feststeckt — der Spielmann siedelt, und sein Träger mäht in lustigem Takt, und schnalzt mit der



Zunge, und zuckt mit den Beinen; und erst wie er fertig ist, die Wiese auf und ab, setzt er das Männlein ab, um Gras an seine Stelle zu

packen. Und Spielmann und Mähder sind vergnügt aus einander gegangen, und haben sich angelacht von weitem schon, so oft sie sich später begegnen sind.

Hausfreund, sagt der Nachbar, und macht wieder Anstalt zum Aufstehen, ist's denn auch wahr, was ihr erzählt? hab' mein Lebtag nicht gehört, daß Einer sich hat zum Mähen aufspielen lassen, und zwar von seinem eigenen Buckel herunter. Der Hausfreund aber, ja, wie sollt ich's denn wissen, sagt er, wenn's nicht wahr wäre? und zum Beweis will ich euch gleich noch Eines erzählen; habt ihr auch schon gehört, daß einer den andern zu Tod geschrien hat? Und das hat doch selbigen Lehmanns Bruder gethan. Um den Hof herum, dori an den Grenzen, da hat's nämlich der Einöde halber gern Wilderer gegeben, die da oben herunter vom Bühlerthal gestrichen und den Lehmannern in's Geheg gekommen sind. Diesen aber war das Wild im Wald umher wie eigen, so folgsam, so vertraut, sie haben jeden Hirsch im Forst bei seinem Namen gekannt, und seine Ehrenzeichen aufzählen können, die wilden Saaten haben ihnen im Stall geworfen, und die Auerhähne schier auf ihrem Kamin gefalzt. Drum sind sie auch den Wilderern gar auffäßig gewesen, die ihnen ihre Lieblingsthierchen wegpürschten. Doch haben sie's nicht getrieben, wie die Jäger in diesem Krieg, und Blut vergossen, sondern nur hie und da einem den Buckel gebläut und das Gewehr am Leib zerschlagen. Aber einmal liegt der Lehmann draußen im Wald auf der Lauer, und richtig, da schleicht so ein Bürsche daher mit seiner Auseinanderlegbüchse, pflanzt sich am Wechsel auf, und nun darf das Hirschlein nur kommen, wenn's seines Lebens satt ist. Jetzt richtet sich sachte hinten der Lehmann auf, hinterschleicht den Menschen, und plötzlich mit aller Kraft seiner Stimme ruft er: wer da, Kerl? Und der zuckt zusammen, wie vom Donner getroffen, und schlägt zu Boden der Länge nach, wie vom Himmel herunter, und ist maus-todt; rührt sich nimmer; ist ihm entweder der Hirnkasten oder das Herz gesprengt vom bloßen Anrufen. Was sagt ihr dazu, Nachbar?

Mord Element, sagt der Nachbar, wenn's Einer könnte, wie der, da wüßt' ich, wo ich möchte "wer da" fragen dürfen. Aber jetzt muß ich heim, Hausfreund, geht ihr mit? Und der Hausfreund kann jetzt auch nicht anders mehr, als Ja sagen.

Plötzliche Heilung.

Schleicht ein elender Bodagriff am warmen Sommertage aus seiner Krankstube heraus, die Füße dicht eingewickelt in ungeheure Win-

terschuhe, mit Pelz gepolstert, über zwei Krücken gebeugt, die er langsam vorwärts schiebt, und sobald der zweite Fuß wieder dem ersten nachgeschleppt ist, hält er an und sieht seufzend auf, um zu derselben Anstrengung wieder neue Kraft zu schöpfen. Er kommt nicht weit; doch thut ihm die Sonnenwärme wohl, und er kann sich's nicht versagen, an den Gärtenzäunen hin zu kriechen, wie die Schnecke, so weit als möglich an der Grenze des Fußpfads, daß keiner der Vorübergehenden ihn streift und — umwirft. Denn da eilt junges, kräftiges Volk an ihm vorbei, wenig bekümmert um den mühevoll daher Hinkenden, der froh ist, seine hundert Schritte im Laufe einer Stunde zurückgelegt zu haben. Da erhebt sich plötzlich in der Ferne Hilfesgeschrei; die Vorübergehenden sehen sich um; er weiß wohl, daß er keine Hilfe leisten kann, und bleibt darum in seiner Richtung vorwärts; das Geschrei kommt näher, auf einmal ist es rings umher, eilige Flucht nach allen Seiten geht um ihn los, und: fort! rettet euch, ruft jeder, und eilt davon, so schnell er kann. Da richtet auch er sich sachte auf, wendet langsam und mühevoll den Kopf, — und plötzlich wirft er die Krücken weg, mit einem Griff hat er den nächsten Gartenzaun ergriffen, und wie mit jugendlicher Kraft schnellt er sich vom Boden und schwingt sich über den Zaun. Denn hinter ihm in nächster Nähe rast ein wüthender Stier da-



her, in einer Wolke von Staub, mit dampfenden Nüstern, glühenden Augen, gesenkten Hörnern, hochgestrecktem Schwanz, und eine Spanne nur

noch, so hat das Ungethüm ihn erreicht; da hat der Schreck ihm augenblicklich Kraft geliehen, und er ist gerettet; schnaubend und feuchend wüthet das Thier vorüber.

Der Mann steht, fast außer Athem, und glaubt im Traum zu sein. Hat er den Sprung gemacht, oder hat ihn ohne Schaden der Stier herüber geschleudert? Er zittert zwar am ganzen Leib, aber kein Glied thut ihm weh. Er kann die Füße strecken ohne Schmerz. Er kann den Ausgang des Gartens suchen, und erreicht ihn ohne Mühe; er geht, wie ein Mensch geht, der nur durch große Schlappschube gehindert ist, und holt sich jenseits seine Krücken; er legt sie wie ein Gewehr auf die Schulter, und kehrt um zur Stadt. Sein Podagra ist geheilt.

Wie lang jedoch die Heilung angehalten, das hat der Hausfreund nicht erfahren; auch kann er nicht dafür stehen, daß das Mittel bei jedem anschlagen würde. Er meint, das Wildbad wäre sicherer.

Triftiger Grund.

Der Amtmann — in der Abendgesellschaft: Ich sage Ihnen, einen Hund, wie der meinige war, haben Sie noch nie gesehen. Nicht bloß, daß er schön, schlank und stark war; sein Hauptvorzug bestand in seinem unbeschreiblichen Scharfsinn, mit dem er immer erkannte, wen er vor sich hatte. Ich versichere Sie, ich habe mich genau nach seinem Verhalten richten dürfen. Kam Einer auf die Amtsstube, den er freundlich begrüßte, so war's zuverlässig ein ehrlicher Mann; hat er aber sich gestellt, hat er Laut gegeben, hat er gar gebissen, so war der Mensch eben so gewiß ein Spießbube, wenn auch noch so verkappt. Er ist mir daher besonders im Amte von großem Nutzen gewesen.

Aber, Herr Amtmann, warum haben Sie ihn dann weggegeben? ein solcher Hund ist ja alles werth.

Ja — ich hab's auch nicht gerne gethan, aber er ist mir, — ich muß sagen — er ist mir — zuletzt lästig geworden.

Wie kam denn das, Herr Amtmann? Dem Hund hätte ich Manches verziehen.

Hm! — wohl möglich; es hat sich aber nicht mehr umgehen lassen: das Luder hat mich selbst gebissen.

Sitzt Einer im Wirthshaus, und wartet lang auf sein Schöpflein, das er bestellt hat. Endlich kommt's, ist aber diesmal nicht eingetroffen, was das Sprichwort sagt: gut Ding braucht lang Weil; denn wie er durstig das Glas zum Munde führt und anhebt, zu trinken, setzt er gleich wieder ab, schüttelt sich und ruft: Pr! der ist getauft! Am andern Tisch sitzt ein Jude,

und: Hä, hä, kichert er, und hat ein besonderes Wohlgefallen an dem Ausruf: Ja Gutts Wunder, is man denn schlecht, wenn man ist getauft? Nu, sagt der Gast (ich sag' aber nicht, daß es ein Christ war), 's kommt halt auf die Person an. Und zieht einen zu leichten Dufaten aus der Tasche, hält ihn dem Juden unter die Nase, und kennst das? sagt er, — sieh, schlechter ist man doch, wenn man beschnitten ist.

Räthsel.

Ich kenn' eine Pflanze, die hat keinen Samen,
Eine Wurzel, doch ohne botanischen Namen;
Doch ist sie kein Unkraut, kein Futter für's Vieh,
Stets wächst und sproßt sie, und blühet doch nie.
Sie wurzelt gar fest, aber nicht in der Erden;
Doch trägt sie ein Boden, der Erde wird werden.
Sie wächst überall, wohin Menschen gerüst,
Selbst unter der Erde, doch abwärts zumeist.
In Rußland, da trifft man sie wild und verschlungen,
Das Eis selbst des Nordpols hat sie nicht bezwungen,
In Asien ist sie ein heiliges Kraut,
Mit Salben gegossen, mit Sorge gebaut.
Sonst liebt man sie gerne in Büschchen geschnitten,
Je mehr sie oft wächst, um so minder gelitten,
Und wächst sie auch einem bis nah an den Mund,
Geessen hat keiner davon noch zur Stund.
Gar mancher selbst, der sie gezogen mit Sehnen,
Bewünscht sie, weil er sie muß lassen mit Thränen,
Und doch dürft' ihm unbefugt keiner daran,
Er sah als den größten der Frevel es an.
Das Feld, das sie trägt, kein geräumiger Garten,
Hat schon seinen Mann, der nur seiner darf warten;
Es nährt ihn; er darf selbst nicht hacken darauf,
Nur mähen, so geht auch sein Brod ihm schon auf.
Nun sucht mir das Pflänzchen, doch sucht nicht im Grünen,
Auch wirds euch bei Mädchen als Straußchen nicht dienen;
Sie wissen, daß auch ohne Dornen es sticht,
Und immer die Schönsten gerad' ins Gesicht.

(1108)

Aus dem Leben,

vor 70 Jahren.

Denk dir einmal eine stürmische Frühling'snacht, finster und schauerig. Schwere Wolken hängen am Himmel, wo kein Sternlein schimmert, einzelne Windstöße sausen feucht durch das Land, und ein unordentliches, unheimliches Tosen und Rauschen füllt die Luft. Da sitzt im tiefsten Dunkel oben auf dem — er Kopf ob dem R — thal ein armer Knabe einsam zusammengekauert auf einem großen Stein; er weint und wimmert, dazwischen hinein horcht er schweigend in die Nacht hinaus, nach einer Weile aber sinkt er wieder in sich zusammen, und auf's Neue entfliehen ihm Jammertöne, die klingen um so schmerzlicher, je mehr man ihnen anhört, daß er sie unterdrücken möchte. Der Knabe schaudert, denn der Wind ist kalt und seine Hörslein sind gar dünn, und sein Wamms aus Sommerzeug hat den Winter über mehr als Schaden gelitten; nur der Kopf ist warm gehalten von

einer ungeheuren Fuchspelzmütze, die im grellsten Widerspruch zu den leichten Stoffen der andern Kleidungsstücke steht; in großen Schuhen aber stecken strumpfloß ein Paar magere Füße, die durch unruhiges Trippeln und Zehenspielen jeder in seinem Gehäuse die Kälte zu überwinden suchen. Der Knabe schaudert, denn drunten im Thale schlägt's Mitternacht, und drüben vom nächsten Dorf herüber hört man den Wächterruf; von hinten aus weiter Ferne erschallt Hundegebell; unheimlich ist's rings umher, und der Knabe hat Angst in der Einsamkeit, und wimmert schmerzlicher zwischen das Horchen und Lauschen hinein. Vater! ruft er endlich halblaut, wie wenn er bloß nach einer Seite hin gehört werden wollte. O Vater, komm! — und da er keine Antwort erhält, weint er wieder auf's Neue. Was will denn aber der Knabe da oben um Mitternacht auf der unwirthlichen Höhe? Das arme Kind! Wirft's bald merken.

Nach einer halben Stunde etwa kommen vom nächsten Wald her eilige Tritte. Der Knabe springt wie mit Freuden auf und ruft wie unterdrückt und fragend: Vater! Eine dunkle Gestalt kommt näher; offenbar ist's ein Mann, mit schwerer Last beladen, der eine zweite hinter sich herschleppt. Jetzt hat er den Knaben erreicht; das erste Wort aber, das diesen begrüßt, ist mehr geflücht, als gesprochen, ein rauhes: Schweigt, du —! Wart, wenn wir heim kommen, ich lehr' dich 's Maul halten, du hast deine Tracht heut wieder gewiß! Her da, zu mir! Damit reißt er den Knaben an sich heran, daß er fast zu Boden fällt, nimmt die Last von seiner Schulter — junge Lannenstangen sind's, zu Bohnenstäben und Pfählen geeignet, in ein dickes Büschel gebunden — und drückt sie dem Buben auf den Kopf, rafft die zweite Last vom Boden auf seinen eigenen Rücken und befiehlt: Lauf! Schon geht er voran. Der Knabe winselt: Vater, 's ist so schwer. — Lauffst, du Hund! ist die Antwort, von einem Fluch begleitet. Der Knabe schwankt unter der Last und weint: O Vater, 's drückt mich um. — Wart, ich will dir helfen, flüstert der Vater, und ein Stoß mit dem Stiel eines Beils trifft dem Knaben in den Rücken, daß er schmerzhaft aufschreit. Nun wird die Wuth des Vaters noch ärger. Mit einem Fußtritt heißt er ihn in grimmigem Tone schweigen und nebenher gehen, während er ein wenig mit der Hand die Last auf dem Kopf des Kindes erleichtert und zwischen den Zähnen flucht, derweil das Kind leise weint und mit brechenden Knien vorwärts eilt. Jetzt sind sie am Abhang des Berges, Weinbergstaffeln geht's hinab eine Weile, jetzt in einem steilen Hohlweg fort, still, eilig, hastig, stolpernd im Dunkel; jetzt in Baumgüter hinein, wo die Aeste den Knaben

streifen und rückwärts werfen, daß er nur von der Last selbst, die hinten den Boden berührt, gehalten wird; endlich sind Häuser zur Seite, und vor dem Niedrigsten derselben halten die zwei. Abgeworfen wird die Last, leise eine Hinterthür geöffnet, die beiden Bündel in die Dunkelheit hereingezogen und unter der schlechten Stiege verborgen. Zitternd vor Müdigkeit steht das Kind in der Finsterniß und wagt keinen Schritt zu thun; es zittert aber noch mehr vor Angst, und nicht umsonst. Denn kaum ist der Vater mit dem Holze fertig, so ist's, als ob eine verhaltene Wuth losbräche. So, spricht er grimmig unterdrückt, jetzt will ich dich Nores lehren, Kerl! wo bist? und tappt herüber, bis er den bebenden Buben erlangt. O Vater, Vater! ruft dieser und sinkt in die Knie, ich will's ja gewiß nimmer thun. Aber schon spürt er die Fußstritte des Wüthrichs und seine Schläge in's Unsichere hinein, treff' es, wo's trifft: Ich will dir schreien, du Schlingel, wenn ich dich hinselle, daß du Wache halten sollst, ich will dir heulen und Vater rufen, daß man's halbe Stunden weit hört, und der Jäger ein dickohrig Thier sein muß, wenn er nicht darüber vom Schlaf aufwacht. Willst's Maul halten? schreit er, je ärger er schlägt, bis endlich das arme, sich windende Kind seiner Hand entschlüpft und weinend, winselnd, jammern auf allen Bieren, wie ein geschlagener Hund die Stiege hinauffspringt. Dort wirft es sich eilig, wie zur Rettung, fortwährend schluchzend, unter den Streusack, der sein elendes Nachtlager ist, aus Angst aber schweigt es, als auch das Unthier von unten endlich sich auf das schlechte Bett streckt, das er in der andern Ecke der Stube tappend erreicht. Nach und nach löst der Schlaf seine Angst, als des Vaters Schnarchen ihm Sicherheit gibt, daß auch dieser eingeschlafen sei.

Gelt, das Büblein dauert dich? Ich will dir sagen, was es für eine Verwandniß mit ihm hat. Sieh, sein Vater ist ein ehemaliger Soldat. Er ist von jeher ein leichtsinniger Mensch gewesen, hat aber im Soldatenstande vollends das Arbeiten verlernt, das Großthun aber hat er dafür angenommen, und das Schnapstrinken dazu. Schon als Soldat hat er manchmal wegen Trunksucht Schläge erhalten — denn damals wurde der Soldat noch mit dem Stock gezüchtigt — es hat aber schon nichts mehr geholfen, er hat das Laster nicht mehr gelassen, sondern hat's mitgebracht in seine Heimath, wie er endlich den Abschied bekommen hat. Zwar eine Weile hat er's verborgen, als er sich um zweierlei zugleich bewarb: um die Dorfschützenstelle und um die Margareth. Auch hat er richtig beides erhalten. Aber wie er beides hatte, da hat er den verbor-

genen Menschen herausgekehrt, gefaulenzt nach Herzens Lust, dazu getrunken, was flüßig war, wenn's nur die Gurgel brannte, was das Wasser bekanntlich nicht thut, und dabei Amt und Haus verwahrloßt, daß es eine Schande war. Der Schulze und die Margareth, beide merkten bald, daß sie mit ihm angeführt seien. Nur wußte sich der Schulze besser zu helfen; er jagte den faulen Burschen fort und nahm ihm den Säbel ab. Die Margareth aber mußte ihn haben, denn sie hatte allmählig zwei Kinder bekommen, ein Mädchen und einen Buben. Im ersten Zorn darüber, daß er als ein Lump seiner Stelle entsetzt sei, nahm er nun einen Anlauf zum Arbeiten im Taglohn, und die Margareth, die als Wäscherin brauchbar war, suchte sich Kundschaft in der Nachbarschaft; vielleicht es wäre noch gut gegangen, wenn der Mensch sich hätte fassen können. Aber wie einmal der rechte Ernst vorüber war, da ließ er seinen Zorn anstatt an der Arbeit wieder am Schoppenglas aus, versoff seinen Taglohn, verschloß die Arbeit, und als das Weib ihm Vorstellungen machte, und ihren sauern Schweiß nicht auch durch seine Gurgel gehen lassen wollte, mißhandelte er sie und die Kinder, schimpfte auf die Obrigkeit, die sich drein mischte, kam in Strafe und Schanden, und immer mehr in alle Lächerlichkeit hinein. Endlich erklärte das Weib, das bisher mit Geduld ihr Elend getragen hatte, da die Mißhandlung zu schwer, die Last für ihre Schultern zu groß wurde, nicht mehr bei ihm bleiben zu wollen, und entließ. Die Obrigkeit brachte sie wieder zurück, aber nicht auf lang; die Flucht wiederholte sich, und am Ende ließ es Pfarrer und Schulze geschehen. Aber unglücklicher Weise nahm das Weib, das auch keines von den christlichsten war, nur das Mädchen mit, das ansteng, ihr nützlich zu sein. Den Buben gab der Vater nicht her, er woll' ihn schon versorgen, schwur er, und einen Knaben aus ihm machen, der den Teufel nicht fürchte. So blieb der arme Gottfried in der Hand des schlechten Menschen, und keine Seele nahm sich seiner an. Tagelang, während der Vater seinen geringen Verdienst, dem er gezwungen nachgieng, um nicht Hunger zu sterben, im Schnaps versoff, hatte der zehnjährige Knabe nichts Warmes zu essen, als was mitleidige Nachbarn ihm darreichten; doch war des Vaters Hochmuth noch so groß, daß er den hungernden Buben strafte, wenn er ertuhr, daß er Almosen angenommen hatte. Dagegen begana ihn der gewissenlose Lump zu schlechten Diensten zu gebrauchen. Schon lange hatte er den nächtlichen Holzdiebstahl angefangen; oft war er schon dem Forstschützen in die Hände gefallen und hatte frohnen müssen; das besserte ihn nicht, sondern machte ihn nur vorsichtiger.

Deswegen nahm er nun zu seinen nächtlichen Diebstählen den Jungen mit, daß der Wache halten sollte, bis der Raub vollbracht war, und die Last desselben sollte tragen helfen. Wenn die Nacht recht schwarz sich herabsenkte, da rüttelte er mit rauhem Wort den weinenden, hungernden Knaben aus dem ersten Schlaf auf, machte ihn vollends wach durch Püffe und Scheltworte, und nahm ihn mit hinaus in die finstere Nacht auf gottvergesenen Wegen. Solche Szenen, wie die oben geschilderte, waren häufig.

Nicht wahr, das war wohl ein unglückliches Kind?

Und es empfand es auch, wie arm es sei, und mehr, als du meinst.

* * *

Denn so wenig das Buble in die Schule kam, so war doch sein Unterricht nicht ganz vergeblich. Es konnte nicht bloß schon lesen und schreiben, besser als sein Vater, sondern es hatte auch ein offenes Ohr für den Unterricht in der Religion, so weit er für sein Alter geboten wurde, und je weniger es daheim etwas vernahm vom himmlischen Vater und dem Heilande, um so begieriger hörte es die schönen Geschichten aus der Bibel, und das hungrige, blasse, übernädige Gesichtchen war mit rührender Aufmerksamkeit dem Munde des Lehrers oder des Pfarrers zugekehrt, wenn er das Wort Gottes erklärte. Und da hatte denn das Kind auch gelernt, daß Stehlen eine Sünde, und daß des Vaters Treiben nichts anderes sei, als Stehlen. Darüber ist ihm so angst im Herzen geworden, daß es nicht wußte, wo bleiben, und als es aus der Schule heim kam, auf die dunkle Stiege saß und bitterlich weinte. Denn der Vater kam an den Galgen, wenn er so fortfuhr, und seine Seele in die Hölle. Als daher der Pfarrer einmal in der Schule bei Gelegenheit sagte, wie Eins dem Andern solle den Gefallen thun, es vor dem Bösen zu warnen, und wie nicht bloß die Eltern die Kinder ziehen, sondern auch die Kinder den Eltern zum Segen werden könnten, wenn sie ihnen heim bringen, was sie in der Schule gelernt haben, da faßte der Gottfried ein Herz, und als bald darauf der Vater ihn wieder aus dem Schlaf aufstieß, mit ihm in den Wald zu gehen, so sagte er zitternd und schau: Aber Vater, 's ist ja eine Sünd'. Daß Gott verzeihe, wie wirkte das Wort! Der Vater ist ganz wüthend geworden. Was Sünd! wenn nur die Pfaffen —! Sag' mir noch einmal so etwas, du Tröpfle! Narr, arm sein ist eine Sünd' und Durst leiden eine Schand'; aber komm und bell mir wieder einmal aus dem Ton, wenn du willst, daß ich dich soll in die Kinderlehre nehmen! Und so gieng's eine Weile fort,

6

daß das arme Kind im tiefsten Herzen erschrock und versprach, gewiß nichts mehr zu sagen, über was der Vater so fluchen müsse. Aber der Stachel der Unruhe saß einmal in dem jungen Gewissen. Er wurde vollends tiefer gestochen, als der Lehrer einst ausführte, wie weit der Gehorsam gegen die Eltern gehen dürfe, und daß sich ein Kind zum Bösen nicht dürfe nöthigen lassen, sondern Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse. Da bemächtigte sich des unglücklichen Knaben eine wahre Verzweiflung; viele Tage war er ganz finster und verschlossen. Denn seine Gewissensangst trieb ihn, dem Vater den Gehorsam zu versagen, auf der andern Seite aber wußte er, daß er unmenschliche Schläge zu erwarten hatte, wenn er widerstrebte; ach, wenn er Jemand gehabt hätte, der sich seiner hätte erbarmt, der ihn gegen den Vater in Schutz genommen hätte! Aber vor dem Schulmeister hatte er zu viele Furcht, vor dem Pfarrer, der ein etwas steifer Herr war, zu viele Scheu; wo seine Mutter war, das wußte er nicht, hätte auch gar nicht den Muth gehabt, sie aufzusuchen, denn der Vater hatt' es ihm mit Schlägen verboten. So stand das arme Buble allein da zwischen seinem Gewissen und seiner zitternden Angst vor dem Wütherich von Vater, und wer weiß, wie es sich wird helfen können?

* * *

Der Vater treibt auch den Vogelhandel als echter Tagdieb. Er hat etliche Amelnester ausgehoben, und Staaren gefangen und Kreuzschnäbel und allerlei solches Geflügel; die kann er füttern mit großer Sorgfalt, während er das eigene Kind verhungern läßt. Nun sie flügge sind, sucht er sie zu verkaufen, und hat schon seine Liebhaber in der Stadt. So macht er eines Tages sich auf mit einem Käfig voll, die andern bleiben daheim im Stalle unter der Ofenbank, und: siehst mir fein nach den Vögeln! ruft er dem Gottfried noch einmal zu, wie er aus dem Hause tritt, hinter'm Ofen steht's Futter. Was soll denn ich essen, Vater, wenn ich aus der Schule komme? — Friß, was du hast, sagt der Kerl, und geht um die Ecke. Der Gottfried sieht ihm heute mit besonderer Sorglichkeit nach, und bleibt am Fenster stehen, bis er ihn draußen auf dem Weg vor dem Dorfe erblickt, um gewiß zu sein, daß er nicht etwa noch bei'm Bäcker sitzt am Frühstücksschnaps und noch einmal heimkommen kann. Wie er aber ihn schon ferne wandern sieht, hat er große Eile. Schnell reinigt er noch den Vögeln ihr Ställchen, streut ihnen das eingeweichte Brod und den Hansfamen vor, läßt aber das Schläglein offen, daß die armen Dinger wenigstens auch heraus und in der Stube umher flattern können; dann sucht er

vergeblich in der Tischschublade nach einem Brod für sich; er liest die alten Krümmen in die hohle Hand und wirft sie sich in den Mund, um doch etwas zu haben, und nun geht er aus der Thüre, zieht den Schlüssel ab, legt ihn unter die Schwelle, wie gewöhnlich, wenn's Haus leer blieb, und durch die Baumgüter hinaus, so schnell er kann. Er sieht sich nicht um; er schleicht gedrückt, wo er meint, gesehen zu werden; durch's Kornfeld hin, über die Landstraße hinüber, durch den Bach hindurch, auf einsamem Fußpfad eilt er, was er vermag — wohin? Nur fort! aber sein Ziel weiß er selbst nicht. Er ist barfuß und barhaupt, hat nur leinene, zerrissene Höschen an; um so ungehinderter fort er laufen, und es geht aus dem Feid bei ihm; schon ist er weit von seiner Heimath weg. Den Bergen eilt er zu, um über sie hinüberzukommen; zwar weiß er nicht, was drüben für Land und Leute sind, aber er hofft, dort weniger gefunden zu werden, wenn etwa sein Vater bei seiner Heimkunft ihn zu suchen sich aufmache, und wenn er einmal rast, recht weit weg ist, dann will er von Haus zu Haus anklopfen, ob man keinen Buben brauchen könne zum Gänse- oder Geißelhüten, oder zum Botengehen, oder zum Holztragen, oder zu was man will; er ist willig zu allem, wenn er nur Aufnahme findet und Sicherheit vor seinem Vater. Schon sieht er seine Heimath nicht mehr; schon ist er hinter dem nächsten Dorf herum in das Thälchen eingetreten, das aufwärts gegen den Schwald sich hinreckt, kein Mensch hat ihn angehalten, und seine nackten Füße hüpfen mehr, als sie gehen über den weichen Sand hinweg. Nach einigen Stunden ist er auf der Höhe, in ganz unbekannter Gegend, Wald vor sich und Heide, aber er fürchtet sich nicht. Nur spürt er, daß er hungrig wird; doch hat er ja lange fasten gelernt. Immer noch ist er munter, voll Zuversicht und Freudigkeit; geht's jetzt auch tief in dunkeln Wald hinein, er eilt vorwärts auf den feuchten Waldwegen, und pflückt sich da oder dort eine Erdbeere vom grasigen Raine hinweg. Indessen steigt die Sonne immer höher, es ist Mittag, die Kühlung im Wald verwandelt sich in Schwüle. Er wird müde, und setzt sich, um auszuruhen; wie er sitzt, fühlt er, daß sein Hunger heftiger wird, und die Beeren wollen ihm nicht genügen. Sein guter Muth fängt an nachzulassen; es ist auch so schaurig still um ihn her, und aus dem Walde sieht er noch gar nicht heraus; wenn nur ein Haus da wäre, aber er ist doch fürchterlich allein, und sein Hunger wird immer schmerzlicher; wenn er nur auch ein kleines Stücklein Brod sich irgendwo erbitten könnte, aber — lieber Gott, wenn er am Ende nicht mehr aus

dem Walde hinausläufe? Mit Schrecken fährt er auf und eilt wieder voran, aber der Weg verläßt ihn; wie ein verirrtcs Wild muß er sich durch's Dickicht hindurchschlagen, und kommt immer weiter und weiter hinein; jetzt fangt es an, ihm bange zu werden. Bald ist all' seine Freudigkeit dahin; er hebt an, erst stille zu weinen, allmählig aber lauter, und nicht lange, so ruft er jammernd: Vater, Vater! Ach wär' er wieder daheim. Jetzt regt sich sein Gewissen, das ihn anfangs fortgetrieben zu haben schien, auf der andern Seite, und wirft ihm vor, entlaufen zu sein. Es dämmert in ihm so etwas wie ein Gedanke, der liebe Gott wolle ihn strafen für seinen Ungehorsam gegen seinen Vater, und er verspricht mit schmerzlicher Reue, er wolle brav sein und gehorsam. Kein Mensch vernimmt ihn; er faßt sich wieder, eilt wieder weiter in banger Irre im Wald umher, die Angst heßt ihn, daß er seinen müden Gliedern keine Ruhe gönnt, und doch tragen ihn fast die Füße nicht mehr, und er meint umstinken zu müssen, so schwach ist ihm im Magen; dazu drückt eine fürchterliche Schwüle in den Wald herein, schon steht die Sonne tief nach der Seite hin am Himmel; — da thut sich das Dickicht etwas auf, er tritt hinaus auf eine freie Heide, in deren Mitte ein hoher Eichbaum steht, und froh doch etwas Luft und Licht zu haben, eilt der arme, müde Junge ihm zu, wirft sich drunter mit stillem Weinen, und nicht lange, so sinkt er in tiefen Schlaf. Er schläft über den Abend hinweg, in die Nacht hinein, schon ist Mitternacht vorüber und der Morgen dämmert. Aber am Himmel ist es indessen anders geworden. Die Schwüle des vergangenen Tages hat ein Gewitter zusammengezogen, das, in der Nacht vollends ausgebrütet, nun nach Mitternacht losbricht mit furchtbarem Getöse. Erschrocken fährt das Bublein auf aus seinem Nasenlager und weiß kaum, wo es ist. Flammen leuchten umher, die Donnerschläge krachen, ein wüthender Sturm heult durch die Aeste der Eiche, Blitz auf Blitz zuckt nieder, mit gellendem, scheltendem Donner, der in erderschütterndem Loben und Rollen fortbrummt, bis ein anderer Schlag ihn unterbricht; das Bublein vergeht fast in Angst und Zagen, und jeder Blitz und jeder Donnerstreich schleudert's jammernd bald auf diese, bald auf die andere Seite, — derweil in kurzen Stößen gewaltiger Regen sich ausschüttet, und die Heide umher in einen Sumpf verwandelt. O Vater, Vater! jammernd wieder das Kind, ich will heim, ich will heim! Da zuckt ringsum eine furchtbare Lohe, daß es ganz in der Flamme drinnen steht, ein ungeheurer Schlag wirft es vorwärts aus dem Umkreis der Eiche hinaus, und wie ihm nachgeschleudert, fliegt ein großer Ast ihm

über's Haupt hinweg, daß es betäubt zu Boden stürzt, aber in demselben Augenblick sich bewußtlos wieder aufrafft, und nun fort und fort jagt, wie in wüester, verzweiflungsvoller Flucht, denn der Blitz hatte in die Eiche geschlagen und sie in tausend Splitter aus einander geschleudert.

* * *

Schon war der Morgen angebrochen, als an dem ersten Hause eines Dorfes am Fuße des Gebirges ein armes, halb nacktes, ganz durchnäßtes Bublein auf der steinernen Bank niedersank, erschöpft bis in den Tod, in schmerzhaftem Schluchzen immer auf's Neue geschüttelt. Das Haus, groß und ansehnlich, war verschlossen; ein Glockengriff hieng zur Seite der Thüre; das Bublein, zusammengekauert, sah wohl hin, aber schien das Herz nicht zu haben, sie anzuziehen. Nach einer langen Weile erhob es sich mit ausbrechendem Weinen — sein Hunger war zu übermächtig — und zog die Klingel zu einem einzigen bescheidenen Schlag, und alsbald erfolgte von oben die Frage: Kind, was willst? Der Herr Amtmann nämlich hatte schon einiae Zeit zum Fenster hinaus seine Morgenpeife mit dem großen Meerschäumkopf geraucht, das Bublein still von oben beobachtet, und kam nun mit seiner Frage fast zuvor. Das weinende Gesicht des Kindes wandte sich hinauf, und kaum konnten vor Schluenzen die Worte gehört werden: ich hab' so Hunger! — Indessen vernahm man auf der Straße das Bitten eines Kindes im Zimmer oben: o Papa, ich, ich darf's bringen, und bald trat ein etwa achtsjähriges Mädchen aus der Hausthüre, und bot mit neugierig großen, aber theilnahmvolken Augen dem Knaben ein Brod. Schnell waren seine Thränen getrocknet; aber auch mit Heißhunger das Brod verzehrt. Willst noch mehr? fragte das Kind. Schüchtern nickte der Knabe. So komm nur mit herauf. Er folgte dem Mädchen; das legte Fürsprache ein beim Vater, und ein Schüsselchen mit Milch und Brod am Frühstückstische war eine Labung, wie Gottfried sie kaum je gefannt hatte. Indessen fragte der Herr Amtmann den Knaben, wo er her komme, und wo seine Heimath sei, und als er den Namen hörte, rief er: ei, so ruft die Wäscherin herauf, die ist ja auch von dort. Ja um Gottes willen, wo kommst du her, Gottfried, rief Margareth, als sie, die Hand an der Schürze trockennd, zur Thür hertrat. 's ist ja mein Buble, Herr Amtmann, daß sich Gott erbarm. Bald war des Knaben Elend ihm abgefragt; jammernd hörte es Margareth, theilnahmvoll der Amtmann, in dessen Schlafrock sein kleines Mädchen sich wickelte, während es von dem Bublein kein Auge ver-

wandte, aber mit dem herzlichsten Mitleiden des Amtmanns brave Frau, die am innigsten in des Kindes Gewissensnoth sich hineinverlegte, und seine Angst vor dem Vater durchschaute. Ein freundlicher Entschluß leuchtete in ihr auf; sie fragte still den Mann darüber, besprach sich ernsthaft mit der heulenden Margareth, und kündigte zuletzt dem Bublein an, es solle nicht mehr zum Vater dürfen; es dürfe hier bleiben, wenn es folgsam zu sein verspreche. Eine wahre Seligkeit lachte aus seinem offen aufgeschlagenen Auge, als es die Hand bescheiden reichte, und leise sagte: o gewiß!

* * *

Es hat Wort gehalten. Aber auf einer Jagd lehrte der Markgraf — im Amthaus ein; sah die Familie, hörte das Schicksal des Kindes, freute sich seiner hellen Augen, und geleitet von seiner Herzengüte, verhiess er, für dasselbe zu sorgen. Nachdem der Knabe eine Schule besucht hatte, die seine Talente weckte und entwickelte, bezog er auf des edlen Fürsten Kosten eine Forstakademie, und wurde in kurzer Zeit ihre Zier. Kaum hatte der Zögling sie verlassen, so lehrte er als Lehrer zurück, einer der angesehensten Forstmänner seiner Zeit, einer der bravsten Männer des Landes.

Des Amtmanns Töchterlein aber, das ihm als Kind das Stücklein Brod unter der Hausthüre gereicht hatte, reichte ihm als Jungfrau seine Hand, und er hat ihr reich in herzlicher Liebe ihre erste Liebesgabe heimgegeben.

Und wenn der geneigte Leser vor etwa 15 Jahren noch durch's freundliche R—thal reiste, und dort im Lämmlein einkehrte, so Nachmittags um 3 Uhr etwa, so hat er gewißlich einen freundlichen alten Herrn dort sitzen sehen, im grauen Rock mit grünem Kragen, mit wohlwollenden, hellen Augen und einer etwas starken Nase; man hat ihn Herr Forstrath geheißen, oder auch Professor, wie's gerade kam; er hat auf's eine so freundlich sich hingewendet, wie auf's andere. Gar gerne hat er mit dem Gaste, der sich zu ihm gesellte, sich in ein Gespräch eingelassen, und jeder Mittheilung mit einer Anekdote geantwortet; wenn man ihn näher kannte, auch mit einer Erzählung aus seinem eigenen Leben. Der Hausfreund hat wohl manches Schöppllein mit ihm getrunken; ihm hat darum der alte Herr auch die Geschichte seiner Kindheit anvertraut, und die Erlaubniß dazu gegeben, sie weiter zu erzählen. Nun, der Hausfreund hat's gethan. Der alte pensionirte Herr Forstrath von J., der vor etwa 10 Jahren starb, das ist einst selbiger armer Gottfried gewesen.

Auch ein Wort zur Besserung unserer Zustände.

Mitgetheilt von der Centralstelle des Groß. badischen Landwirthschaftlichen Vereins.

Es bleibt dabei: es hat auch sein Gutes, wenn man zuweilen über seine vier Mauern hinauskommt, und ein Wenig in des Nachbars Hauswesen hineinseht. Man kann da allerlei Entdeckungen machen und für die eigene Haushaltung etwas lernen, wer anders für das Gute und Nachahmungswerthe offene Augen und so viel Billigkeits- und Gerechtigkeitsinn besitzt, das Gute zu schätzen, wo er es findet.

Ich habe im verflossenen Herbst eine kleine Reise in die Schweiz gemacht. Weit bin ich zwar nicht gekommen, aber dessenungeachtet habe ich dort eine Entdeckung gemacht, die für meine Mitbürger praktisch wichtiger ist, als wenn ich einen neuen Kometen entdeckt, oder unser Sonnensystem mit einem neuen Monde bereichert hätte. Ich kann diese Entdeckung meinen Landesleuten unmöglich vorenthalten.

Auf meiner Reise habe ich nämlich nicht bloß auf die Naturschönheiten der Schweiz mein Augenmerk gehabt, auf seine herrlichen Berge und Seen und seine romantischen Thäler, sondern eben so sehr waren es die Menschen, für die ich mich interessirte, ihre Lebensart, ihre Sitten, ihr Thun und Treiben. Da ist mir denn gar manche angenehme Ueberraschung zu Theil geworden. Ich gestehe, daß ich mit ziemlich starken Vorurtheilen gegen die Schweiz und ihre Bewohner in dies Land kam. Erstens dachte ich mir die Schweiz mit Ausnahme weniger Distrikte als ein gar armes Land. Auf den hohen Bergen wächst ja nichts als ein wenig Gras; wo soll da der Reichthum herkommen? Ferner, wo viel Armuth ist, ist, wenigstens bei uns, gewöhnlich auch Verkommenheit in jeder Beziehung, Schmutz, verwahrloste und zerfallende Häuser, und was noch mehr ist, arg herunter gekommene Moralität. Wie erstaunte ich nun, als ich gerade das Gegentheil sah! Allerdings ist der Boden mit Ausnahme einiger Gegenden sehr arm; man kann einen ganzen Tag über die Berge gehen an Hunderten von Häusern vorbei, ohne mehr als einige sehr kleine Stückchen angebauten Landes gesehen zu haben; bei sehr vielen ist auch keine Spur von einem Gärtchen oder Acker, und der Obstbau hat in dieser kalten Region ohnedies aufgehört; da weidet das Vieh Jahr aus Jahr ein auf den eingezäunten Bergwiesen, und das ist Alles. Dessenungeachtet leuchtet aus Allem, was man sieht, ein Wohlstand, ein Ords-

nungs-, ein Reinlichkeits-, und ein Schönheits-
sinn heraus, der einem in der Seele wohl thut.
Nicht ein verwahrlostes, schmutziges oder zer-
fallendes Haus habe ich auf meiner ganzen Reise
gesehen, aber Dörfer von 4000—6000 Seelen
mit den zierlichsten Häusern, bei deren gering-
sten die weiß musselineneu Vorhänge an der
langen Fensterreihe selten fehlten. Abgesehen
von den großen Fabriken sind die öffentlichen
Gebäude, Gemeindegäuser, Pfarr- und Schul-
häuser wahre Paläste. Dabei eine solche Säu-
berkeit und Nettigkeit nicht nur der Häuser
von außen und innen, sondern auch der Höfe
und Winkel, ein solcher Ordnung- und Schön-
heitsinn, der sich bis auf das Aufsetzen nicht
nur des Winterholzes, sondern auch des Dün-
gerhaufens erstreckt, daß man bekennen muß,
wir stehen dagegen mit unsern besten und
reinlichsten Gegenden — das Hanauer Ländchen
vielleicht ausgenommen — zum Theil sehr weit
zurück.

Und daß dies nicht bloß eine glänzende Au-
ßenseite ist, sondern daß dahinter wirklicher
Wohlstand vorhanden ist, das beweisen untrüg-
liche Merkmale. Mit Ausnahme einiger Kan-
tone ist es gewiß etwas äußerst Seltenes, daß
man angebettelt wird; der den Schweizern an-
geborene Wohlthätigkeitsinn im Verein mit klarem
Hausverstand hat für die Noth der Armen
reichlich gesorgt. Jede Gemeinde hat ihr Wai-
senhaus und ein Haus für alte, kränkliche, ar-
beitsunfähige Personen, jeder Kanton diese An-
stalten in großem Maßstabe, die Spitäler und
Irrenhäuser ungerechnet. Daß die Gemeinden
diese Anstalten gründen und erhalten können, ist
doch ein Beweis, daß sie das Vermögen dazu
besitzen. Ferner, in welchem Lande wird man
wohl einen besseren und schöneren Straßenbau
finden! Es ist doch keine Kleinigkeit, in einem
so gebirgigen Lande nach allen Richtungen hin
Straßen anzulegen. Welche enorme Summen
mögen die bewunderungswürdigen Straßenbau-
ten über den Gotthard, den Splügen u. s. w.
gekostet haben! Und die Schweiz und darin
ihre armen Kantone haben sie aufgebracht! Die
Schweizer zahlen, wie ich höre, mehr Abgaben,
als wir, und sind doch reicher, als wir, und
was endlich ein Hauptbeweis für den Wohlstand
ist — die Schweiz hat kein Stückchen Papier-
geld, denn Papiergeld und Geißenthalten und
Dungverkaufen sind allemal das Zeichen, daß
der Beutel ein Loch hat.

Worin steckt nun das Geheimniß, daß ein
im Allgemeinen von Natur so armes Land, das
zum größten Theil sein Brod Jahr aus Jahr
ein kaufen muß, doch so reich ist?

Ich finde die Antwort in folgenden zwei
Gründen:

Erstens, wenn man so über die Berge hin-
geht an den zerstreuten Sennereien vorbei und
sieht durch das Fenster in eine Stube hinein, so
sitzen die Töchter da und sticken, und der Vater
und die Knaben weben Musselin. Kein Einzi-
ges ist unbeschäftigt, und das kleinste Kind wird
schon gewöhnt, irgend etwas zu arbeiten, und
wäre es auch nur Garn zu wickeln; so in den
Waisenhäusern, so in den Anstalten für alte
Leute. Dies ist aber nur ein Zweig der In-
dustrie. In einem Hause wird in Baumwolle,
im andern in Seide, im dritten in Leder, im
vierten in Stroh u. s. w. gearbeitet — aber
kein Haus ohne irgend eine Industrie. Wo wir
die Produkte unseres Bodens verwerthen, ver-
werthet der Schweizer seine Arbeitskraft, und
es scheint, daß diese, auf Industrie verwandt,
mehr einträgt, als unser Feldbau — nämlich
wenn wir beim Alten und Hergebrachten stehen
bleiben.

Also Industrie für unser Volk, Industrie für
Alle, die keinen oder nur unbedeutenden Feld-
bau treiben. Ich sage nicht: gebt unserem
Volke Industrie; hat doch die Regierung, was
dankebar anerkannt werden muß, seit Jahren Al-
les gethan, um unser Volk zur Industrie zu er-
muntern, und bedeutende Opfer dafür gebracht,
aber ich sage: Mithürger, laßt es euch selber
angelegen sein; nehet, luct, fraget, braucht euren
Verstand, erwacht aus eurem Schläfe und eurer
Muthlosigkeit! Wenn es euch ein Ernü ist,
werbet ihr schon etwas finden. Da sitzen so
viele der Geringeren unter euch auf dem Lande
den ganzen langen Winter im Nichtsthun. Wenn
die Büschel Holz heimgetragen ist für den Ofen,
so ist das Tagewerk gethan. Zu dreschen gibts
nichts, denn in unserer armen Zeit stehen die
kleinen Bauern zusammen und helfen sich, um
keine Tagelöhner nehmen zu müssen — und an-
derer Tagelohn ist in den meisten Fällen nicht zu
verdienen. Wie schade ist es um die verlorene
Zeit, wie schade um eure brachliegenden Arbeits-
kräfte, mit denen so viel ausgerichtet werden
könnte. Ihr saget immer: so kann es nicht blei-
ben; es muß am Ende Alles zu Grunde gehen.
Das ist sehr wahr. Bei der ungeheuer zuneh-
menden Verarmung haben wir eine erschreckende
Aussicht für die Zukunft vor uns. Aber statt
in stumpfe Muthlosigkeit zu versinken, statt in
Unzufriedenheit mit Gott und der Welt auszu-
brechen, statt alles Heil von dieser oder jener
Verfassung, oder gar von einem neuen Umsturz
zu erwarten — warum nehmt ihr euch nicht an
diesen Schweizern, an diesem rührigen, thätigen,
unablässig fleißigen Völkchen ein Exempel, die
in aller Stille fortspinnen, fortweben, fortarbei-
ten, und sich wohl dabei befinden, während ihr
euch in ewigen Klagen über die schlechten Zei-

ten ergeht. Was würdet ihr sagen, wenn ihr ohne eine Handbreit Feld oder auch nur ein Gärtchen zu besitzen, leben, Jahr aus Jahr ein euer Brod kaufen und dazu noch größere Abgaben bezahlen solltet! Und die Schweizer können's, und wenn sie es können, warum solltet ihr, die ihr nicht weniger starke Arme und Beine habt, es nicht auch können? Es sind euch ja von volks- und vaterlandsliebenden Männern schon so oft Wege gezeigt, alle Auskunt, guter Rath und Unterstützung angeboten worden; warum kümmert ihr euch gar nichts darum? warum geht, fraget, suchet ihr denn nicht? warum liegen in den Gemeindsregistraturen die landwirthschaftlichen Blätter unter Staub und Spinnweben vergraben, die ja für euch geschrieben sind? Wollt ihr warten, bis die äußerste Noth euch dazu treibt?

Also Industrie thut unserem Volke Noth und ein intelligentes, rühriges, thätiges Wesen.

Aber eine zweite, eben so wichtige, ja noch wichtigere Quelle des Schweizer Wohlstandes liegt tiefer. Sie heißt: große Sparsamkeit und äußerste Einfachheit im Leben, besonders im Essen — denn vom Trinken ist außer Wasser in der Schweiz wenig die Rede. Dies war die zweite große Entdeckung, die ich zu machen Gelegenheit hatte. So ein wohlhabender Schweizer Bürger in einer reichen Stadt wie Zürich ist Abends seinen Teller voll Habergrüze und ein Stück Brod; Morgens zum Kaffee ist er seine gerösteten Kartoffeln; Mittags fehlt die Schüssel Kartoffeln nicht, selbst am Sonntage nicht; nur wenn ein Gast da ist, wird ein Gläschen Wein getrunken zum Stück Kalbfleisch am Sonntag. Und derselbe Mann gibt außer den gesetzlichen Beiträgen zu den wohlthätigen Anstalten jährlich vielleicht mehr als 100 fl. an Arme und Wohlthätigkeitsvereine. Wenn der wohlhabende Bürger in der Stadt so lebt, wie wird dann das Bäuerlein auf der hohen, einsamen Alp leben? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß er jede Handvoll Mehl oder Habergrüze und jede Kartoffel kaufen muß. Er hat nichts als Milch, Butter und Käse, nicht einmal Eier, denn womit sollte er seine Hühner füttern? Er hat keine Gänse, daher keine Federbetten, sein Lager ist ein Sack voll gekauftes Weischornlaub; er hat hundert Dinge nicht, die fast dem Vermissten unter uns tägliches Bedürfnis sind. Vom Wirthshaus sitzen, vom Trinken, vom Spielen, vom Nachtschwärmen weiß er obnedies nichts. Aber man komme einmal in ein solches Haus, in eine solche helle Stube mit ihren vielen Fenstern hinein. Von dieser Souberkeit und Rettigkeit macht man sich in den meisten Dörfern bei uns kaum einen Begriff. Der größte Staat der Hausfrau ist ihr Weiß-

zeug, und was man an den Hembärmeln der Mädchen oder an dem Bettweißzeug zu sehen bekommt, ist wirklich von blendender Schönheit.

Da ist mir ein Licht aufgegangen. Und wenn man unserem Volke, sagte ich zu mir selbst, zu aller Industrie und zu dem reichlichsten Auskommen verhelfen könnte, was würde es nützen, wenn der Sinn für Sparsamkeit, für die größte Einfachheit in den Lebensbedürfnissen, wenn der Ordnungssinn, der nichts, auch das Kleinste nicht, verwahrlosen oder verderben läßt, fehlt. Und das ist ja eben leider der große Krebs Schaden eines nicht geringen Theiles unseres Volkes, die Gelüftigkeit, die Genußsucht, das luxuriöse Leben in jeder Beziehung auf der einen und die Unordentlichkeit und nicht selten der schlarpige Schmutz auf der andern Seite. Erst wenn man die fast ungläubliche Sparsamkeit der Schweizer, mit der Jeder an sich selbst, an seinem eigenen Leibe anfängt, mit Augen sieht, bekommt man einen Begriff davon, wie schrecklich wir im Laufe der Zeit uns verwöhnt haben. Es ist die Schuld der jetzt lebenden Generation nicht allein. Wir leben in einem mit Naturschätzen aller Art reich gesegneten Lande, das unter andern Verhältnissen und namentlich bei bedeutend geringerer Volkszahl all' seine Bewohner so ernähren könnte, daß es auch für den Vermissten nicht nöthig wäre, 365 Mal im Jahre Habergrüzenbrei zu essen, wie die Schweizer. Darin sind unsere nächsten Väter aufgewachsen, und schon sie haben sich hinsichtlich der Genuße ziemlich gehen lassen. Unterdeß hat sich die Bevölkerung seit 50 Jahren fast verdoppelt, und vermehrt sich täglich trotz aller Auswanderung; die Aecker aber sind nicht größer, sondern durch Theilung kleiner geworden, die gewöhnlichen Erwerbsquellen fließen nicht reichlicher, sondern sparsamer; der Schulden sind nicht weniger, sondern erstaunlich viel mehr geworden, und die Vergantungen haben in einem für die Zeit von 50 Jahren unerhörten Maße sich vermehrt. Statt den Hausverstand zu brauchen und zu sagen: es ist hohe Zeit, daß wir zu der Einfachheit und Sparsamkeit unserer Vorfahren zurückkehren; wenn wir es so fort-treiben, geht am Ende Alles zu Grunde, ließen sich die Söhne und Enkel auf dem freilich sehr angenehmen und anmuthigen Wege der Nachahmung, wie es Andere treiben, mit jedem Jahre zu immer neuen Genußen und vervielfältigten Bedürfnissen und — es muß diese erschreckende Wahrheit gesagt werden — in dem nämlichen Verhältnisse als im Lauf der letzten 50 Jahre der Mittel weniger wurden, in demselben Maße wuchs die Begehrlichkeit und Gelüftigkeit nach neuen Genußen, desto mehr wurden der Bedürfnisse. Die vermehrte Leichtigkeit und die scheinbare Wohlfeilheit dazu gekommen, that zur Ver-

führung das Ihrige, und so sind wir denn, man darf wohl sagen, an einem Abgrund angekommen, in den hinein zu sehen, es einem wahrhaft graut. Halbe Proletariergemeinden, halbe Bettlergemeinden; wer noch etwas hat, verschuldet; eine Gant nach der andern, die Gemeinsumlagen fast nicht zu erschwingen, und doch dabei ein Leben, das in seiner Art nicht üppiger sein könnte. So lange man noch etwas hat, wird gegessen und getrunken, was gut und theuer ist, wird Kleiderstaat getrieben, besonders von den erwachsenen Kindern; ist dann Neujahr vorbei, so fängt das Hungern und Frieren an, kein Brod, keine Kartoffel mehr, keine Schuhe, kein ganzes und noch viel weniger warmes Kleidungsstück am Leib; da wird die Anzahl von Kindern zum Betteln ausgeschickt, die sich jährlich durch uneheliche in arger Progression vermehren — thut nichts, sagt man, die Gemeinde muß sie ernähren. Mit lauter Bettel schlagen sich die Kinder bis zum dreizehnten, vierzehnten Jahre durch; mit gebetteltem, oft wahrhaft luxuriösem Kleiderstaat werden sie zur Konfirmationszeit gekleidet, und ein wahres Hochzeitsessen muß für diesen Tag bereit sein. Bald nach der Konfirmationszeit werden die Mädchen in die Stadt gethan. Kleiderstaat ist gewöhnlich das Erste und das Letzte, woran sie denken, und nach einigen Jahren kommen nicht wenige mit Kindern heim; sie gehen wieder fort und bringen vielleicht das zweite, das dritte. Heirathen sie, so bringen sie kaum das Allernothwendigste zusammen; das Häuschen wird mit schweren Schulden übernommen; bis sie es zum dritten, vierten Kinde gebracht haben, gehen die ersten schon betteln. Und so wiederholt sich der Kreislauf, und man entsezt sich, wenn man an die Zukunft solcher Gemeinden denkt.

Man wird sagen: solche Gemeinden sind jedoch Ausnahmen. Aber wir sagen dagegen: viele solcher Gemeinden sind vor 50 Jahren auch wohlhabend gewesen; was hat sie so heruntergebracht? Antwort: ein solches oben beschriebenes, gedankenloses, leichtsinniges, üppiges Leben. Ist aber ein reiches Leben, oder wenigstens ein Theil davon nicht auch schon seit langer Zeit in so mancher Stadt, in so mancher reichen tabaks- oder weinbauenden Gemeinde? Und wird nicht auch da die nämliche Ursache die nämliche Wirkung hervorbringen? So lange die Mittel zur Leppigkeit reichen, wird's eine Zeit lang noch so fortgehen, aber man kann bekanntlich einen Brunnen ausschöpfen. Wer nicht zuerst an sich selber, an seinem eigenen Leibe spart, muß arm werden.

Darum, liebe Mitbürger, sehet wohl zu, es ist hohe Zeit, ja es ist die höchste Zeit, daß uns die Augen aufgehen, und wir zurückkehren zu den einfachen Sitten unserer Vordäter, daß wir

zurückkehren zum allerwenigsten zu dem ererbten Hauspruch unserer Väter: „ein Jeder strecke sich nach seiner Decke!“ Wir müssen mit der Zeit zu Grunde gehen, wenn wir dies nicht thun. Wir haben ja gesehen, was die Schweiz reich macht, ist nicht nur die Industrie, der Fleiß und die Betriebsamkeit ihrer Bewohner, sondern hauptsächlich die Sparsamkeit eines Jeden an sich selbst und sein ungemeiner Ordnungssinn. Der Schweizer befolgt in der That das alte Bibelwort: „ein Jeder schaffe mit seinen eigenen Händen, auf daß er habe, zu geben den Dürftigen.“ Es wird wenige Länder in der Welt geben, wo man möchte fast den Ausdruck brauchen, bei allem Seizen an sich selbst so viel den Dürftigen gegeben, so viel auf wohlthätige Anstalten verwendet wird. Und darauf ruht in der Schweiz ein sichtbarer Segen. Achten und loben wir, was achtungs- und lobenswerth ist, ahmen wir es nach, und fangen wir an, einen andern Weg einzuschlagen. Wäre es auch an sich nicht schon unrecht — es geht nun einmal in unserer Zeit nicht mehr, daß der junge Bürger und Handwerker in der Stadt, wenn er spät Morgens aufgestanden ist, um 10 Uhr im Hirsch oder im Lamm seine Schoppen trinkt, seinen Sauerbraten verzehrt und, während er mit dem Kollegen Sattler oder Kleidermacher noch einen Schoppen ausknöchelt, fragt: wo gehen wir heute Nachmittag, oder heute Abend hin? Es geht nun einmal schlechterdings nicht mehr, daß Handwerkergehilfen und Lehrlinge, daß Mägde und Köchinnen am Sonn- und Feiertag den Wochenlohn durchjubeln; es geht nun einmal nicht mehr, daß die Dorfbewohner den Städtern allen Luxus nachahmen; das alte Sprichwort müßte lügen: „wie gewonnen, so zerronnen!“ Also Rückkehr, ungefäumte Rückkehr zu der Einfachheit, Sparsamkeit und dem Ordnungssinn unserer Vordäter!

Ja, das wäre einmal ein erfreuliches Ereigniß, wenn in aller Stille eine solche Revolution gemacht und ausgeführt würde, wo ein Jeder an sich selber anfängt, daß man sagen könnte: endlich sind unsere Leute einmal geschmeid geworden, endlich sind sie der Sache auf den Sprung gekommen und haben den Nagel auf den Kopf getroffen; sie haben den wahren Feind, den Krebschaden und die Blutegel ihres Wohlstandes erkannt, sie haben tapfer mit diesem Feinde gekämpft und sind ritterlich über ihn Meister geworden. Das wäre wahre Intelligenz und wahre Mündigkeit, von der in unserer Zeit doch so viel die Rede ist. Werden wir wohl einen Umsturz unserer anererbten und angewöhnten Unsitten noch erleben?

In allen Buchhandlungen sind folgende empfehlenswerthe Schriften zu haben:

Debel's ausgewählte Erzählungen des Rheinl. Hausfreundes. Für die reifere Jugend, insbesondere für Volks- u. Schulbibliotheken herausgegeben von Karl Stöber. 30 fr.

Schlipf, J. A., Populäre Düngerlehre, oder: Kasliche Beschreibung aller Düngstoffe, einer zweckmäßigen Anlage der Miststätten, der

Behandlung und Verwendung des Düngers und der Beförderung u. Erhaltung der Reinlichkeit in den Straßen und Gassen der Dörfer. Mit 14 Abbildungen. 24 fr.

Weisse's schönste Erzählungen des Kinderfreundes. Für die Jugend, insbesondere für Volks- u. Schulbibliotheken herausgegeben von Dr. Gust. Pflüninger. 27 fr.

Robertson, englische Sprachlehre für Auswanderer. 1 fl.

Maria Werner, die mutterlose Jungfrau in ihrem Leben u. ihrer Haushaltung. Ein unterhaltendes und wirtschaftliches Bildungsbuch für Frauen und Töchter. Mit 2 Kupfern. 2 fl. 24 fr.

Schmid, J. B., Beschreibung der für die Landwirtschaft und Forstkultur nützlichsten Thiere Deutschlands. Ein naturgeschichtliches Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. 1 fl.

Alphabetisches Verzeichniß der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämermärkte.

Der Hausfreund kann nicht selber auf alle Märkte kommen und nachsehen, ob sie in seinem Kalender richtig bezeichnet sind, und ersucht deswegen die sämmtlichen Herren Ortsvorstände, die etwaigen Veränderungen oder Verbesserungen an den Drucker des Kalenders, J. M. Flammer in Pforzheim, gelangen zu lassen. Neue Märkte, die noch nicht angeführt, aber auf diese Weise angegeben werden, erscheinen im nächsten Jahre.

A a h, 1) Donnerst. vor Palmsonnt., 2) mont. nach Urbani, 3) donnerstag nach dem zweiten Sonntag im Juli, 4) donnerst. n. Bartholomä, 5) donnerst. n. Michaeli, 6) mont. n. Andreas, 7) 22. Dezbr.; fällt dieser auf einen sonnt., so wird er mont. darauf gehalten, fällt aber d. 22. Dezbr. auf e. mont., so wird der Markt am Dienst. dar. geb.
A r a u, den 19. Febr., 2. Juli, 6. Aug., 22. Okt., 19. Novbr.
A h e r n, siehe Unterachern.
A d e l s h e i m, hält Vieh- u. Krämermärkte am Tage n. Lichtmess, fällt aber dieß auf Freitag, Samstag od. Sonntag, am folgend. Mont.; 1. dienst. im März; 8 Tage n. Ofterdienst. bloß Krämermarkt; so wie an Mar. Geb. (8. Sept.) ist dieß am Samst. od. Sonnt., am folgenden Mont.; und 1. Dienst. im November Kirchweihmarkt.
A g l a s e r j a u s e n, auf matthäus- tag (21. Sept.); fällt dieser auf einen sonntag, so ist der markt am darauf folgenden Montag.
A p i r s b a c h, Pferdes-, Vieh- u. Krämerm., 1. an Mar. Verk., 2. am Pfingstn., 3. am Kirchweihmont.
A l t e n t i r c h, d. 25. Juli u. 10. Aug.
A l t e n s t a i g, die Amststabi, 1. dienst. vor Palmsonnt., 2. donnerst. n. Pfingst., 3. dienst. nach Mar. Geb., 4. dienst. vor dem Advent.
A l t e i m, 1. Pfingstdienst., 2. auf Burkhardi; fällt dieser Tag auf Sonn- oder Feiertag, so soll der Markt Tags darauf gehalten werden, ausgenommen Samst., wo er dann den folg. Mont. fällt, soll. **A l t i r c h** im Sundgau, auf Jakob und Laurentii.
A m o r b a c h, 1. den 14. Febr., 2. den 31. Mai, 3. den 14. Septbr.
A p p e n w e i e r, 1. mont. n. Allerheiligen, 2. mont. vor Palmsonnt.

A u g e n, auf Matthäi im Septbr.; fällt Matth. auf sonnt. od. sonnt., so wird er folg. montag gehalten.
A u g s b u r g, hält Messe: 1. mont. nach Oftern, 2. auf Ulrich, 3. Michaeli.
B a d n a u g, 1. Krämer- u. Viehm.; fällt Matth. auf sonnt. od. sonnt., so wird er folg. montag gehalten.
B a d e n in der Markgrafschaft, 1. den 2ten dienst. im Monat März; zugleich am dritten Jahrmartstag Vieh- u. Schweinsmarkt, 2. den 1ten Dienst. nach Martini.
B a d e n in der Schwäb., den 28. Jan., den 23. April, 17. Novbr.
B a d e n w e i l e r, 1. am ersten Dienstag im Juli, 2. am ersten Donnerst. im Septbr.
B a h l i n g e n, 1. dienst. vor Fastn., 2. dienst. n. Oftern, 3. dienst. nach Pfingst., 4. dienst. n. Matth., 5. dienst. vor dem Christl.; fällt aber der Christl. auf den mittw., so wird solcher 8 Tage vorher gehalten.
B a l l e n b e r g, 1. mont. n. Judica, 2. den 2. Juli, 3. den 29. Sept; die Viehmärkte werden jedesmal den folgenden Tag gehalten.
B a s e l hält Messe den 28. Oktober ur b jeden freitag n. Quatember.
B e c h e r b a c h in Badißen, 2. Krämer- u. Viehmärkte: 1. donnerst. n. Frohnleichnam, 2. auf alt Bartholomäus oder 5. Septbr.
B e i l f e i n, 1. Vieh- u. Krämerm.; Ofterdienst., 2. Krämerm.; Andr.
B e n s h e i m an der Bergstraße, 1. dienst. n. Georgi, 2. dienst. n. Epydi, 3. dienst. n. Marti, Viehmarkt jeden Tag vorher.
B e r n e d a d. Schwarzwald, Donnerst. v. Georgi, dienst. n. Ulrich, Vieh- u. Krämerm.; mont. nach Sim. u. Judä Vieh- Flachs- u. Krämermarkt; fällt ersterer in die Char-

wöche, ist er 2 Tage früher, nämlich Dienstag v. dem Gründonnerst.; fällt Ulrich auf dienst. und Sim. u. Jud. auf mont., so werden diese letzten Märkte 8 Tage nachher gehalten.
B e s a h e i m, 1. Peter u. Paul., 2. Sim. u. Jud.
B e n t e l s p a c h, donnerst. v. Mar. Verkünd., donnerst. n. Sim. Jud.
B i d e s h e i m, dienst. n. dem 25. März, dienst. n. dem 15. Aug. u. dienst. n. dem 8. Sept.
B i e d e r a c h im Ringertthal, mittw. n. Pfingsten, mittw. n. Martini.
B i e t i g h e i m, Vieh- u. Vieh- u. Krämer- und Flachs-; 1. auf den ersten Dienstag im März, 2. Jos. Täufer, 3. Nikolai; fallen die zwei letzten auf einen samst., sonnt. od. mont., so wird der Markt jederzeit den nächsten dienst. gehalten.
B i r k e n f e l d hält Viehmärkte: 19. Febr., 9. April, 11. Juni, 20. August; mit dem im April u. Aug. ist jedesmal ein Krämermt. verbunden. Fällt einer dieser Tage auf einen samst. od. Sonntag, so ist der markt montag darauf, fällt aber einer auf einen feiertag, so bleibt er.
B i s c h o f s h e i m a. Neckar, 1. den zweiten mont. n. Oftern, 2. auf den mont. n. dem dritten sonnt. im Okt.
B i s c h o f s h e i m am Rhein, 1. dien- vor Aschermittw., 2. donnerst. an od. nach + Erhöhung.
B i s c h o f s h e i m an der Tauber, 1. auf Fastnachtmont. 2. Martust., 3. Pfingstdienst., 4. Kilian, 5. am Bartholomä, den 24. Aug.; fällt dieser Tag auf einen Samst. od. Sonnt., so ist der Markt am mont. darauf, 6. Martini, 7. Thomasi. Fällt der 2te, der 3te, der 4te, der 5te u. 7te auf einen Samst. oder sonnt., so wird derselbe den mont. darauf gehalten. Viehmarkt ist jedesmal Tag n. dem Krämermarkt.